

»Er will andeuten, daß die Gewässer plötzlich steigen und hoch über unsere Köpfe weggehen können«, erklärte der Lord.

»Allerdings«, bestätigte Schulze. »Die Astronomen haben des öfteren derartige Katastrophen auf dem Mars beobachtet. Das Land wird urplötzlich vom Meere verschlungen, und die [63] Verteilung von Erde und Wasser nimmt eine ganz neue Gestaltung an.«

»So werden wir hier nicht mehr viel zu entdecken haben«, meinte Münchhausen. »Der Mann kennt sich jedenfalls am besten aus auf dem Mars, und wir werden gut tun, seine Warnung nicht in den Wind zu schlagen.«

Historische Erzählungen und Lebensbilder

Neben den Abenteuerschriftstellern sind es vor allem Autoren historischer Schriften und geschichtlicher Lebensbilder, die das Bild der gründerzeitlichen wie der wilhelminischen Jugendliteratur prägen. Hermann L. Köster spricht in seiner »Geschichte der Deutschen Jugendliteratur« von einer »Hochflut der geschichtlichen Erzählung« für die Zeit nach 1870, wobei Vergleichbares durchaus auch im erwachsenenliterarischen Bereich zu beobachten ist. Daß so viele Autoren zu geschichtlichen Themen griffen, war zum einen sicherlich durch das politische Ereignis der Reichsgründung bedingt, die es historisch zu legitimieren galt. Dies erklärt jedenfalls die Vorliebe vieler Jugendbuchautoren für Themen wie »Preussische Hofgeschichte«, »Geschichte des Hauses Hohenzollern«, »Deutsche Vor- und Frühgeschichte«. Zum anderen läßt sich die Hochkonjunktur dieses Genres als Reaktion auf eine Welt interpretieren, die undurchschaubarer geworden war, die nach dem Verblassen von Mythos und Religion dem einzelnen Menschen immer weniger Halt zu bieten vermochte. Geschichte, in literarische Form gekleidet, hatte in erster Linie die Funktion, Sinnzusammenhänge herzustellen und eine Gesetzmäßigkeit historischer Prozesse zu suggerieren. Der heranwachsende Leser sollte auf diese Weise von der Vorstellung abgehalten werden, der Weltlauf wie das eigene Schicksal seien das Werk von Willkür und Zufall. Diese mit dem Erzählen von Geschichte einbergehende Wirkungsabsicht hat den historischen Schriften der Epoche ihr charakteristisches Gepräge verliehen. Zu ihr gesellte sich zumeist eine politische Überzeugung, die, wie Heinrich Wolgast zu Recht bemerkt, durch »wachsenden Chauvinismus« und »zunehmende Militanz« gekennzeichnet ist. Als Befürworter strikter Tendenzfreiheit von Kunst und Literatur mußten er und seine Nachfolger innerhalb der Jugendschriftenbewegung ihre

Gegner zwangsläufig im Bereich eben der historischen Schriften finden.

In belehrender Absicht zwar, aber nahezu frei von nationalem Pathos, schrieb der Zoologe Christian D. Weinland seine »Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären«. Im Vorwort zur ersten Auflage von »Rulaman« erläutert er sein literarisches Konzept: »Leitender Grundsatz war, von den festen beobachtbaren Tatsachen auszugehen, nichts naturwissenschaftlich Unmögliches zu bieten, und auch bei der Fiktion alles Unwahrscheinliche auszuschließen.« Die Art und Weise, in der Weinland Belehrung und Unterhaltung miteinander verbindet, erinnert an die »Professorenromane« eines Felix Dahn. Dessen ursprünglich an ein erwachsenes Publikum gerichteter Roman »Ein Kampf um Rom« (1872) war denn auch eine überaus erfolgreiche Jugendlektüre dieser Zeit. Thematisch eröffnete Weinland in seiner Hinwendung zur Vor- und Frühgeschichte der Jugendliteratur ein neues Gebiet, das etwa in A. Th. Sonnleitners »Höhlenkindern« (1918) wieder aufgenommen wurde.

In den Jahren 1879–81 erschien als Auftragsarbeit des Leipziger Verlages Hirt und Sohn Oskar Höckers vierbändiger Romanzyklus »Das Ahnenschloß«. Inspirationsquelle war für Höcker dabei, wie sich auch formal belegen läßt, Gustav Freytags Werk »Die Ahnen« (1873–81). Wie bei Freytag, so wird auch in Höckers kulturgeschichtlichem Epos der Aufstieg des protestantisch gesinnten Bürgertums über Generationen hinweg verfolgt. Was Thomas Nipperdey als Absicht der Freytagschen »Ahnen« erkennt, nämlich »[...] die Reichsgründung liberal national als Leistung dieses ganzen Volkes auszuweisen«, läßt sich auch auf Höckers literarische Unternehmung übertragen. Dabei sucht er dem heranwachsenden Leser die nötigen Kenntnisse über das eigene nationale Erbe zu vermitteln. Zudem legt die Art und Weise, in der Höcker Geschichte erzählt, die Vermutung nahe, daß er

auch eine emotionale Verbundenheit des Lesers mit seinen Vorfahren herstellen wollte.

Zahlreiche Autoren wählten den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 zum historischen Schauplatz ihrer Geschichten. Detlev von Liliencrons »Kriegsromanen« sind hierfür ein herausragendes Beispiel. 1895 erstmals für ein erwachsenes Publikum publiziert, fanden sie recht bald als Jugendlektüre sowohl bei den Sozialdemokraten wie auch bei eher konservativ ausgerichteten Kritikern Zustimmung. 1899 brachte der Altonaer Prüfungsausschuß für Jugendschriften eine Buchausgabe auf den Markt, 1909 eröffnete eine Auswahl von drei »Kriegsromanen« als Band 1 die »Deutsche Jugendbücherei«. A. Volquardsen, der Herausgeber der Altonaer Jugendausgabe, sieht die ästhetische Qualität der Romanen darin begründet, daß sie »durch das ungesucht grausige künstlerisch schön« wirken. Er hält »Liliencrons Ausdrucksweise [...] für gewählt schön, da sie die Sache treffend beschreiben will und somit ungezwungen durch Belehrung und Veredlung Wahres und Gutes vermittelt, soweit es der Sache innewohnt«. Bemerkenswert ist, daß der Patriotismus der »Kriegsromanen« den Tendenzgegnern nicht zum Stein des Anstoßes geriet. Dies ließe sich damit erklären, daß der Patriotismus hier als Moment der episch-fiktionalen Welt angehört und nicht zur Darstellungsabsicht gerät, wie es beispielsweise bei Wilhelm Kotzdes »Geschichte des Stabstrompeters Kostmann« der Fall ist. Daß diese Erzählung den jugendlichen Leser auf ziemlich eindeutige Weise in eine patriotische, kriegsbejahende Haltung versetzen will, ist denn auch unübersehbar. Sie spielt ebenfalls zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges, und wie Liliencron läßt auch Kotzde seinen Helden selbst von seinen Abenteuern als Kriegsteilnehmer berichten. Im erbittert geführten »Tendenzstreit« dieser Jahre spielt diese mit pikaresken Zügen ausgestattete Jugenderzählung eine zentrale Rolle. Kotzde reagiert auf die Ablehnung des »Hamburger

Jugendschriftenausschusses« mit der Streitschrift »Das Elend der Hamburger Jugendschriftenkritik« (1910) und eröffnete damit eine über mehrere Jahre andauernde Kontroverse zwischen Wolgastianern auf der einen, Befürwortern nationaler Tendenzschriften auf der anderen Seite.

Wolgast formulierte in einem Vortrag über »Das Patriotische und Religiöse in der Jugendschrift« (1899) seine Einstellung zum Thema auf unmißverständliche Weise. Dabei bezieht er sich in erster Linie auf die in diesem Band mit einem Auszug vertretene zeitgeschichtliche Erzählung »Der Freiwillige des »Iltis« von Karl Tanera. Seiner Ansicht nach offenbaren sich hier erzählerische Absichten, die das typische Erscheinungsbild der Tendenzschrift jener Jahre prägen. »Das Buch«, so faßt er am Ende seiner polemischen Auseinandersetzung zusammen, »bewährt sich als echte spezifische Jugendschrift, die immer gleich geartet ist. Die agitatorische Absicht – hier Deutschland vor allen Nationen, besonders den Franzosen gegenüber, herauszustreichen und nebenbei für die deutsche Flotte zu begeistern – bestimmt den Lauf der Begebenheiten und die Darstellung des Buches. Nirgends eine künstlerische Freude an der Darstellung deutscher Herrlichkeit; jeder Satz ist bedingt durch die Erwägung: wie imponierst du dem französischen Jüngling und dem deutschen Leser mit deutscher Überlegenheit? So stellt sich das Religiöse und Patriotische in der spezifischen Jugendschrift dar. Was an dichterischer Qualität ursprünglich vorhanden war, wird erdrückt und erstickt durch die Absicht, für Religion und Vaterland zu werben. Die unbefangene Lust am Schildern und Gestalten wird abgelöst durch das Umherspähen nach Beweisen für die Lehre und Gesinnung, die man propagieren will, und statt eines Ausschnitts aus dem Leben erhalten wir ein Zerrbild, das nur derjenige nicht als solches erkennt, der nie gewöhnt war, an seine Lektüre den Maßstab der Natur oder der Kunst anzulegen, also in erster Linie das Kind.«

Die Mehrzahl der für die Jugend verfaßten Lebensbilder

kann als unmittelbare Reaktion auf die krisenhafte Umbruchsituation jener Jahre verstanden werden. In Reaktion darauf entwarfen die Autoren durchweg Bilder selbstdisziplinierter und selbstbewußter Charaktere, die auf vorbildhafte Weise ihren einmal gefaßten Lebensplan verfolgen. Nationalerzieherischen Zwecken dienten die Biographien von Gestalten aus der preußischen Geschichte wie beispielsweise »Friedrich der Große, als Feldherr und Herrscher« (1886) von Oskar Höcker, »Friedrich Wilhelm der I., König von Preußen« (1888) von Ottokar Schupp oder die Biographie der zur idealen Landesmutter erhobenen »Königin Luise« (1877) von Ferdinand Schmidt. Eine herausragende Rolle in der Biographik der Epoche spielt Bismarck, der oft ins Mythische emporgehoben wird. Marie von Felsenecks Biographie ist ein Beispiel für eine solche Bismarck-Mythisierung. In relativ ausführlichen Eingangspassagen wird er in die Reihe tatkräftiger Ahnen gestellt und sein Geburtsort zur »geweihten Stätte« erhoben. Schon die Schilderung einzelner Episoden aus den Knabenjahren lassen keine Zweifel aufkommen an seiner Berufung zum Retter des deutschen Volkes und Wiedererwecker »alter Kaiserlichkeit«. – Der Typus des »selfmademan« begegnet einem vorwiegend in den Jugenderzählungen und den Abenteuerromanen der Epoche. Vergleichbares findet sich auch in den Lebensbildern – so zum Beispiel in der erfolgreichen Sammlung »Männer eigener Kraft«, die der Verleger Otto Spamer 1875 unter dem Pseudonym Franz Otto herausbrachte. Ebenso wie Spamer ist auch Helene Stöckl, die hier mit ihrem Lebensbild von Alfred Krupp zu Wort kommen soll, an Menschen interessiert, »deren Lebensweg nicht durch Glück und Geist geebnet war, sondern sie erst nach Überwindung einer Reihe großer, anscheinend unübersteiglicher Hindernisse zum Ziele führte«.

Felix Salten schrieb seine Kaiser-Max-Biographie für den Ullstein-Verlag, der, angeregt durch die Jugendschriftenbewegung, ästhetisch anspruchsvolle Jugendlektüre veröffent-

lichen wollte. In der Tat fällt der hier in Auszügen vorgestellte Text aus dem Rahmen der historischen Jugendschriften dieser Zeit. Auffällig ist der ungewohnte, frische Erzählton, der besonders die ersten Kapitel prägt. Hier erscheint kein Erzähler, der seinen Leser mit unanzweifelbaren Worten auf den Boden vermeintlich historischer Wahrheiten stellen will. Vielmehr wird der zeitliche Abstand zur Vergangenheit, wenn auch auf sehr verdeckte Weise, als Problem des historischen Erzählens mitbedacht. Dies wird erkennbar, wenn der Autor historische Dokumente für seine Darlegungen anführt.

Gerade diese Absicherungsbemühungen aber zeigen, wie unsicher er im Erzählen von Historischem eigentlich ist. Weiterhin ist auffällig, daß Felix Salten eine historische Persönlichkeit für seine Biographie gewählt hat, die sich als »komplexer Übergangsmensch« bezeichnen läßt. Auch darin hebt sich Saltens Text von den üblichen historischen Schriften ab. Nicht der in sich ruhende, selbstsichere und zielbewußte Mensch interessiert den Autor, sondern die suchende, irrende Persönlichkeit. Die Vermutung liegt nahe, daß Salten damit auch sein eigenes Zeitempfinden zum Ausdruck bringen wollte.

DAVID FRIEDRICH WEINLAND

Rulaman

1878; 6. Aufl. 1906

[21] Es war vor tausend und abertausend Jahren. – Die Eiszeit, die wir oben erwähnt, war an ihrem Ende, die Erde wieder wärmer, die Sonne mächtiger geworden. Aber noch war unser Deutschland ein unwirtliches Land; denn noch



Die Rullis erlegen ein Zwoba (Mammut).

herrschte die wilde Natur allerorten, und der damalige Mensch – der Höhlenmensch – griff in sie kaum anders ein als das Raubtier, mit dem er kämpfte. –

In dieser alten, alten Zeit war es, da sehen wir im Geiste an einem warmen Frühsommer-Nachmittage auf dem freien, sonnigen Platze vor dem Eingang einer unserer Albhöhlen, die jetzt einsam und verlassen im Waldesdüster verborgen liegt, ein gar lustiges, munteres Treiben. Nackte, gelbbraune Kinder mit schwarzen, struppigen Haaren kollern auf dem weichen Grasboden herum. Auf einem jungen Bären reitet ein mutwilliger Knabe und schlägt mit einem Tannenzweig auf ihn los, während ein anderer ihn an einer Waldrebe, die er um seinen Hals geschlungen, vorwärts zerrt. Dort liegt ein zahmer Wolf, neben ihm ein etwa vierzehnjähriger Junge, der ihm Kopf und Nacken streichelt, während das Tier ihm gutmütig das Gesicht leckt. Andere Knaben jagen sich in den Ästen eines uralten Eibenbaumes¹ herum, der etwas im Hintergrunde, nahe dem Ein-[22]gang der Höhle steht, und dessen schwarzgrün glänzender Nadelwald sich scharf von dem grauen, sonnebeschienenen Felsen abhebt.

[. . .]

[23] Dort unter der Eibe erhebt sich keuchend und ächzend ein altes Weib, eine sonderbare Erscheinung. Der weit vorwärts geneigte Kopf ist mit langen schneeweißen Haaren

1 *Der Eibenbaum* oder *Taxus* (*Taxus baccata*). Derselbe ist ein echter Europäer, war noch im vorigen Jahrhundert in Thüringen häufig, wird aber jetzt immer seltener in Deutschland. Von Dermbach im Eisenachsen führt *Roßmäßler* noch einen Bestand von 311 Eibenbäumen an, alle mindestens 30 cm dick. Auch in dem Bayrischen Gebirge soll es noch kleine Waldungen geben. Vor allem aber sind England und Schottland die Länder des Eibenbaumes. Dort in den alten Parken des Landadels und auf Kirchhöfen werden sie hochgeschätzt und fast heilig gehalten. Das Holz ist außerordentlich elastisch und dauerhaft, daher wurden in alten Zeiten, die *besten Bogen* daraus gemacht, und die alten Engländer sagten, daß sie die Unterwerfung Irlands nur ihren Eibenbogen verdankten. Unzweifelhaft ist der Eibenbaum im Aussterben begriffen, eine *alternde geologische Spezies* (Seehaus), die von den Forstwirten, wo sie noch vorkommt, geschont werden sollte. [. . .]

bedeckt, die beinahe bis zum Boden herabfallen. Die mageren, braunen, runzligen Arme sind auf Stöcke gestützt. Das Gesicht ist wunderbar fahl und verzogen, das Kinn steht weit vor, und die langen weißen Augenbrauen reichen fast bis zu ihm herab. Die Augen sind tief eingefallen und scheinen fast ganz geschlossen, so daß man sie für blind halten könnte. Über die Schultern hängt ein weißes Wolfsfell³, eine seltene Farbe, die bei diesem Volke für eine große Auszeichnung galt. Es ist die alte Parre, die Urahne der hier versammelten Familie. Langsam tappt sie über den freien Platz vor der Höhle bis an den Rand, wo der steile Fels jäh ins Tal abfällt. Dort erhebt sie die Krücke in der rechten Hand gegen den Himmel nach der eben untergehenden Sonne zu. Sie murmelt eintönige Reime in melancholischen, halb singenden, halb sprechenden Tönen, und wenn sie eine Reimkehr vollendet hat, fallen die Weiber und Kinder ein in demselben Ton und klatschen in die Hände. – Es ist das Abendgebet an die scheidende Sonne.

[. . .]

[34] Jagdbares Wild war stundenweit ringsherum kaum mehr zu finden, wohl aber lebten auf der weniger bewohnten Hochfläche der Alb noch einige Herden von Renntieren und von kleinen wilden Pferden, während in den dichten Waldungen an den Abhängen schon einzelne Rehe, Hirsche und Wildschweine sich zeigten.

[. . .]

Noch in der Nacht sollte aufgebrochen werden. Hinter Rul, dem Häuptling und Ältesten der Brüder, stand sein Sohn mit dem Wolf. Dieser trat vor und blickte fragend

3 *Weißer Wolfspelze* gelten auch heute noch für die wertvollsten, besonders die von Tieren, die mitten im Winter erlegt und welche außerordentlich weich und schön sind. Im Jahre 1850 z. B. lieferte die Hudsonsbay-Company im nördlichen Nordamerika über 8000 Wolfsfelle, meist vom Mackenzie-River, fast alle schwarz und grau in allen Übergängen, doch auch ziemlich viel weiße. Erstere sind nur etwa drei Mark wert, die weißen aber ungefähr dreißig Mark. Letztere gehen fast alle nach Ungarn zur Einfassung anderer Pelze und der Husarenjacken.

und bittend den Vater an. – »Ja, Rulaman, du kannst mitgehen, aber ohne den Wolf«, sagte der Vater. Nur halb befriedigt schlich sich der Knabe fort. –

[...]

[40] Es war jetzt fast Tag. Knietief waten die Männer durch hohes, taunasses Gras am Bache hin. Plötzlich stand Rul, wie vom Blitz getroffen, still. Da lag, nur wenige Schritte von ihnen, ein zerrissenes, noch blutendes Pferd. »Der Burria, der Burria!« flüsterten die Männer leise und ängstlich. Sofort hatten sie alle erkannt, daß nur ein Höhlenlöwe, ihr furchtbarster Feind, diese Beute gemacht und hier hatte liegen lassen. Ein Höhlenbär hätte sie mit fortgeschleppt in seine Grotte. – [...]

Eine breite Spur führte durch das hohe Gras nach der dunklen Waldschlucht hinab, eine andere, noch viel breitere, hinein in den Wald. Auf letzterer hatte offenbar der Löwe seine Beute hierher geschleppt; hier am Bache, wie die Löwen es lieben, verzehrt und dann nach der Schlucht sich zurückgezogen. Ja, sogar seine frische Fährte fanden sie. Nicht weit vom Pferde war an einer Stelle das Gras abgekratzt oder abgetreten und die Erde bloßgelegt, ohne Zweifel von den Hufen dieses Tieres, das erst hier vollends getötet worden war. In diese weiche Erde nun war eine Fährte des Löwen tief eingedrückt. Sie war fast kreisrund und maß beinahe einen Fuß im Durchmesser. Eine Bärenfährte wäre länglich eirund gewesen, mehr der des Menschen ähnlich.

[...]

»Er hat sich satt gefressen und satt getrunken, er schläft«, flüsterte Rul. »Auf, ihm nach! Endlich haben wir ihn, den Mörder unseres Vaters! Denkt an die alte Parre. Keiner wird zurückbleiben!« Tief sich bückend, fast kriechend wie eine Katze, schlich er auf der Spur des Löwen dahin. Aber nur Rulaman und drei Männer folgten ihm. Rul [41] wandte sich um, sah die mutlos Zurückgebliebenen und bemerkte jetzt erst seinen mutigen Knaben. Zornig und voll Verachtung blickte er jene an,

ergriff dann seinen Knaben bei der Hand, drückte sie zärtlich, gab ihm aber zugleich ein Zeichen, zurückzugehen zu den anderen. Hoch klopfte das Herz des armen Jungen, aber ohne Murren gehorchte er, und mit angehaltenem Atem stand er dort und blickte seinem Vater und den Männern nach.

[...]

Da plötzlich hörte man ein donnerähnliches Gebrüll, das schauerlich aus der Waldschlucht herauftönte, und gleich darauf den herzerschütternden Angstschrei eines Menschen.

»Mein Vater, mein Vater!« schrie Rulaman erschreckt, glitt blitzschnell von dem Baume herab, ergriff Steinaxt und Bogen und rannte hinunter in die Schlucht.

[...]

Kaum war der Knabe einige hundert Schritte das felsige Rieß hinab, da erblickte er zwei Männer, die seinem Vater gefolgt waren, atemlos den Berg herauf ihm entgegenrennend. Schon von ferne riefen sie ihm zu: »Zurück, zurück! der Burria, der Burria!« Aber er hörte nicht. Kampfwütig und voll Angst um seinen Vater stürzte der Knabe weiter und schon nach wenigen Schritten sah er links vom Bache am Fuße einer hohen, senkrechten Felswand das Ungetüm, mit Pfeilen bespickt, aber noch fest aufrecht stehend, und unter seinen Vordertatzen einen Mann, regungslos, wie tot, in der rechten, hochgehobenen Hand eine Steinaxt. Er erblickte den weißen Wolfspelz, – es war sein Vater. Wie ein Falke auf seine Beute schoß er in langen Sätzen den Rain hinauf und war zur Stelle neben dem Löwen.

Ruhig, ohne seiner nur zu achten, peitschte das Raubtier mit dem Schweife seine Flanken, – die glühenden Augen starr und wütend auf einen gegenüberstehenden Baum gerichtet. Dort saß der dritte Mann, ohne sich zu rühren.

[42] »Rulaba, Rulaba!« schrie und schluchzte der Knabe, und dabei schlug er auch schon wütend in wahnsinniger Verzweiflung mit seiner kleinen Feuersteinaxt von der

rechten Seite her nach den Schläfen des Tieres, die er eben erreichen konnte, – denn so hoch war das Ungeheuer. Brummend schüttelte dieses seinen buschigen Kopf, und als der brave Junge nicht nachließ, drehte es sich plötzlich nach ihm um und hieb nach ihm mit der breiten Tatze, wie um eine Fliege abzuwehren. Doch vergeblich. Denn schon war Rulaman unter ihm durch nach der anderen Seite geschlüpft.

Bei der Beugung des Tieres aber war der alte Rul, auf dessen Brust die rechte Prätze des Löwen gestanden, frei geworden. Im Nu raffte er sich auf. Mit zerrissener Schulter und über und über mit Blut bedeckt, sprang er nach links, packte seinen Knaben mit dem linken Arm und rannte vorwärts an der Felswand hin, einem Gebüsch zu.

Im gleichen Augenblick sauste schwirrend ein Pfeil vom Baume herab, dem Löwen in den Hals, – denn nur darauf, wann er endlich ohne Gefahr für den Bruder schießen konnte, hatte der Mann auf dem Baume gewartet. – Diesmal schien der Löwe gut getroffen; er brüllte fürchterlich, zitterte am ganzen Leibe, ein Blutstrom stürzte aus seinem Rachen und er sank röchelnd in die Kniee. Dann überschlug er sich dreimal und kollerte endlich, eine Menge Steingeröll mit sich wälzend, den kleinen Rain hinab in den Bach.

[...]

[75] Nun denke man sich dagegen erst die Freude und den Stolz jener braven, tapferen, aber fast hilflosen Ureuropäer, wenn es ihnen glücklich einmal gelungen war, mit ihren fast kindlichen Pfeilen ohne Haselnußgerten und den einfachen Wurfspießen einen Höhlenlöwen, das Ungetüm ihrer Wälder, welches seit einem halben Jahrhundert die ganze Gegend tagereisenweit unsicher gemacht, endlich zu erlegen. Das war ein Ereignis für jene Menschen und für die ganze Nachbarschaft, von dem noch Kind und Kindeskind erzählte. Daher wurde auch jedesmal ein großes Fest veranstaltet, an dem sich nicht etwa nur die Männer, sondern auch Frauen und Kinder beteiligten. –

Mit Tagesanbruch erschien am anderen Morgen schon das ganze Volk der Tulka auf dem freien Platze vor derselben und harrte begierig der Dinge, die da kommen sollten. Auch von der Huhkahöhle stellte sich der versprochene Zuzug von gegen zwanzig Männern, Frauen und Kindern ein. Von allen Anwesenden hatte niemand ein Burriafest mitgemacht als die alte Parre. Man legte daher die ganze Anordnung der Sache in ihre Hand.

[...]

Der Tanz, – wenn wir das oft unschöne wilde Springen der Naturvölker so nennen dürfen, begann, begleitet von Trommel und Pfeife und dem eintönigen, melancholischen Gesang der Weiber.

[...]

[77] Nunmehr folgte eine feierliche Szene. Der junge Held Rulaman, der seinem Vater das Leben gerettet, sollte nach dem Beschluß der Männer jetzt schon den Speer, das Zeichen des Mannes, erhalten, der sonst, wie wir wissen, erst dem Jünglinge, nachdem er einen Bären erlegt, zu teil wurde.

Festlich geschmückt, im weißen Wolfspelz, mit Bogen und Steinaxt bewaffnet, trat er, von Repo, dem Burriamate, geführt, aus der Höhle.

Es ward ein großer Kreis geschlossen; an dessen Spitze die alte Parre unter ihrer Eibe, zu ihrer Rechten Rul, der Vater. Schüchtern trat der Junge in den Kreis hinein, vor die alte Parre hin, die einen rot und schwarz bemalten Speer, wie ihn sonst nur die Häuptlinge trugen, in der Hand hielt. Vor ihr stand ein junges Mädchen mit einem Kranz aus Hainbuchenlaub, dem Baume, aus welchem die Speere gefertigt wurden. Die Alte murmelte einige feierliche Worte, dann kniete Rulaman vor ihr nieder und empfing aus ihrer Hand den Speer, worauf ihm das Mädchen den grünen Kranz aufsetzte. – Er stand auf und fiel seinem Vater, Freudentränen im Auge, in die Arme. Jetzt traten die Männer auf ihn zu, schüttelten ihm einer nach dem anderen die Hand, und als

Zeichen seiner neuen Würde tanzten sie mit ihm den Speertanz, den nur Männer tanzen durften.

[...]

[78] Dies war das Burriafest vor der Tulka. Es war das letzte. Das Schicksal dieses tapferen Völkchens sollte sich jetzt bald erfüllen. Schon war ein anderes Geschlecht im Lande, neben dem es nicht bestehen konnte. –

Nach Jahr und Tag stand die Höhle traurig und verlassen, ein Zufluchtsort für Bären und Hyänen, bis auch diese verschwanden. –

Jetzt liegt sie düster und einsam in einem forstlich wohlgepflegten Buchenwalde. Der schöne freie Platz vor ihr, auf dem sich einst das ganze Leben eines Menschenstammes bewegte, ist zum großen Teil in den Abgrund hinunter gestürzt, und von der einsam stehen gebliebenen rechten Ecke desselben blicken friedliche Reisende hinunter in die grünen Auen des Armitales und auf den hohen – Schornstein einer Fabrik. – Gegenüber aber knallt die Peitsche des Albbauern auf der Steige, der den mit Albkorn reichlich beladenen Wagen zu Markt ins Tal führt.

Aber noch tönt von den schroffen Felswänden herab, wie eine Stimme aus längst vergangenen Tagen, an Frühsommerabenden der melancholische Ruf des einsamen Uhus, derselbe Ruf, der wohl schon vor Jahrtausenden, auch während jenes Burriafestes, erklungen. Es ist noch einer. Wer weiß, wie bald wird auch er als wertvoller Balg in ein Museum wandern!

OSKAR HÖCKER

Der Erbe des Pfeiferkönigs

1879

[30] Der alte Ratbod saß in seinem Ehrenstuhl und las in einer der lutherischen Flugschriften, die ihm wenige Stunden zuvor von Freund Gerbel überbracht worden waren. Obgleich die Lesefertigkeit des Handelsherrn viel zu wünschen übrig ließ und er nur langsam vorwärts zu kommen vermochte, schien ihn die Lectüre doch sehr zu interessieren, denn sie handelte »von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche« – »von des christlichen Standes Besserung« und »von der Freiheit eines Christenmenschen«. * In diesen drei Hauptschriften zerstörte der große Reformator die Bande, durch welche der geistliche Stand mit seinen Gnadenmitteln die Seelen knechtete, er rief ferner die Christenheit zum Kampfe wider die Anmaßungen des Papstes und des ihm blind gehorchenden Clerus, – und schließlich wies er in dem unmittelbaren Verhältniß, das zwischen den an Christus Glaubenden und Gott besteht, den tiefsten Grund der Ruhe und Seligkeit nach.

Michael Ratbod war mit dem Lesen dieser neuesten lutherischen Flugschriften eben zu Ende gekommen, als sein Sohn Johannes mit dem Gevatter Schwarber in's Zimmer trat.

»Nun, wie ist's ausgefallen?« fragte der Handelsherr, den Letztern zum Niedersitzen einladend.

»Nach Recht und Billigkeit«, gab Johannes zurück, welcher mit [31] seinem Pathen und den andern beteiligten Personen vor das Gericht der sogenannten Fünfzehner geladen worden war, um bei der eingeleiteten Untersuchung über

* Dieser letztere Traktat war sozusagen eine Gegengabe Luthers auf die Bannbulle, welche er bekanntlich am 10. December 1520 nebst den päpstlichen Verfügungen öffentlich vor dem Elsterthore zu Wittenberg verbrannte.

den nächtlichen Angriff auf die Person des Leutpriesters Zell als Zeuge zu fungiren. »Der fremde Kriegsknecht heißt Sebald und will bei einem gar fürnehmen Rittersmann in Dienst gestanden haben. Den Namen seines ehemaligen Herrn verschweigt er aber und so ward er denn nach dem Schwörbrief abgeurtheilt.«

Zum nähern Verständniß des Lesers wollen wir bemerken, daß dieser Schwörbrief – die Straßburger Verfassung – seit 1482 erst bestand und als das Resultat vieler erbitterter Kämpfe, die Adel, Geistlichkeit und Bürgerthum gegenseitig geführt, zu betrachten war. Die einzelnen Artikel dieser aus einer weisen Mischung adeliger und zünftiger Elemente hervorgegangenen Verfassung galten beinahe unverändert bis zur französischen Revolution und wurden von allen Gelehrten und Staatsmännern bewundert. Wir wollen an dieser Stelle nur die drei Hauptsätze anführen, welche das freie Bürgerrecht begründeten und Straßburg zu einer der ersten und einflußreichsten Städte des deutschen Reichs erhoben: *Erstens*, die Stadt war frei; das ganze Land mochte Fürsten und Herren mit Zins und Dienst hörig sein, Straßburg regierte sich selbst. *Zweitens*, die Stadt hatte Frieden; soweit ihr Weichbild ging, ruhte alle Fehde, d. h. auf diesem »gefeiten« Bezirk galt nur öffentlich Recht und Gericht, und jedwede Eigenmacht und Gewaltthat wurde streng geahndet. *Drittens*, die Stadtluft machte frei; sobald ein Fremder das städtische Gebiet berührte, stand er im Schutze des Stadtfriedens. Kein Herr durfte seinen hörigen Mann, der nach Straßburg flüchtete, verfolgen und antasten, ausgenommen, er vermochte gerichtlich zu beweisen, daß er ihn nicht mit Unrecht bedrücke.

Aus dem soeben Angeführten geht hervor, daß Sebald sich schwer gegen das Stadtrecht vergangen hatte. Da er jedoch als Fremder und »unkundig des Gesetzes« angesehen wurde, so verhängte das Gericht die mildeste Strafe über ihn, nämlich die Verbannung aus der Stadt für die Dauer von drei Jahren.

[. . .]

[32] »Der Bursche hat sein Loos verdient«, nickte Ratbod zustimmend, nachdem ihm der Gevatter Schwarber das Nöthige mitgetheilt.

»Er ist viel zu gelind gestraft worden«, schalt Johannes ein. »Einen solch' frommen, ehrwürdigen Mann, wie Meister Mathis, nächtlich zu überfallen – das ist wahrhaft unerhört.«

»So?« versetzte der Vater und auf seiner Stirn zeigten sich Zornesfalten. »Sind die geistlichen Herrn etwa mehr wie wir? Ueberfall bleibt Ueberfall, mag er sich nun gegen einen Würdenträger der Kirche oder einen armen Bauern richten.«

»Gewiß, Herr Vater; nur möchte ein solch' von Gott begnadeter Geist, wie unser Meister Mathis, schwerer zu ersetzen sein, als der erste beste Bauer.«

»Geschwätz, nichts als Geschwätz«, eiferte der alte Handelsherr. »Mir ist ein ehrlicher Bauer lieber als ein unehrlicher Priester, der sich gegen das Allerheiligste versündigt. Wie es heutzutage um die Pfaffen steht, weiß ich nur zu gut, und ich lasse nur eine einzige Ausnahme gelten – den Doctor Martin Luther. Von all' den Andern halt' ich nichts.«

Johannes kannte die starre Gesinnungsweise des Vaters, und da derselbe außerdem noch schlecht auf ihn zu sprechen war, wegen seines Entschlusses, Theolog werden zu wollen, – so widerlegte er die irrige Ansicht nicht, sondern gab vielmehr dem Gespräche eine andere Wendung, indem er auf seine bevorstehende Abreise zu sprechen kam.

[. . .]

[98] Dem Jüngling war sehr, sehr weh um's Herz und sein Entschluß, die Wittenberger Reise anzutreten, gerieth in's Wanken. Wahrscheinlich würde er unterlegen sein, hätte nicht ein Zufall den treuen Freund Gerbel in's Haus geführt, welcher Alles aufbot, Johannes zu trösten und seinen gesunkenen Muth wieder aufzurichten.

»Hast Du die Kämpfe vergessen, die Martin Luther mit sei-

nem Vater gehabt, der in seiner Sonderbarkeit dem Deini- gen so sehr ähnelt?» fragte Gerbel, indem er den Jüngling freundlich umfaßte. »Als Martin sich heimlich aus dem elterlichen Hause entfernt hatte und in das Kloster gegangen war, zürnte der Alte heftig, denn er hatte weltliche Pläne mit seinem Stammeserben vorgehabt. Und als es endlich Freunden gelang, den empörten Vater zur Versöhnung zu bringen, als er dem flehenden Sohne wieder gegenüber trat und [99] dieser gestand, daß eine furchtbare Erscheinung, nämlich ein gewaltiges Gewitter, das ihn zwischen Mannsfeld und Erfurt ereilt, ihn zum stillen Gelübde des Klosters getrieben, da warf ihm der Vater die bekümmerten Worte entgegen: Gott gebe, daß es nit ein Betrug und teuflisch Gespenst gewesen . . . Und noch mehr erschütterte er Martins Herz durch die zürnende Frage: Du glaubtest einem Gebot Gottes zu gehorchen, als Du in das Kloster gingst; hast Du nit auch gehört, daß man den Eltern gehorsam sein soll? . . . Tief stach dies Wort des Sohnes Herz, lange, lange vermochte er es nit zu überwinden und im Wachen wie im Traume verfolgte es ihn, bis er endlich in der heiligen Schrift das Geheiß fand: Du sollst Deinen Nächsten wie Dich selbst, Deinen Gott aber über Alles lieben, denn der Herr spricht ›Wer Vater oder Mutter *mehr* liebet, denn mich, der ist meiner nicht werth!‹ Gott lieben, das ist die allerschönste Weisheit, darum ziehe aus, Johannes, und wandere nach dem Borne göttlicher Lehre und Weisheit.«

[. . .]

Verschiedenen meiner jungen Leser wird es sonderbar erscheinen, daß um eine Reise von Straßburg nach Wittenberg zu jener Zeit so viel Wesens gemacht wurde, zumal wir heutzutage gleiche oder noch größere Länderstrecken, wie die zwischen Berlin und Köln, oder Basel und Paris, binnen vierundzwanzig Stunden durchheilen; allein zwischen dem Reisen unserer Altvorderen und dem von jetzt ist ein gewaltiger Unterschied. Selbst die kleinste Tour war ein Un-

ternehmen, welches die weitschichtigsten Vorbereitungen erforderte und wobei oft Leib und Leben, wenigstens die gesunden und geraden Gliedmaßen [100] auf dem Spiele standen, – so schlecht waren damals die Landstraßen beschaffen. Außerdem mußte der Reisende jeden Augenblick gewärtig sein, von Wegelagerern überfallen zu werden, mochten dieselben sich nun aus ritterlichen Stammbaumbesitzern oder soldatischen Buschkleppern rekrutieren.

[. . .]

Zehn Tage befanden sie sich bereits unterwegs und die durch die Beschwerlichkeiten der Reise hervorgerufene Erschöpfung begann sich an ihnen und ihren Thieren geltend zu machen, zumal sie selbst in den kleinen Herbergen an der Heerstraße keinerlei Erholung, ja, oft nicht einmal Speise und Trank gegen theueres Geld fanden. Da endlich, am elften Tage ihrer mühseligen Wanderung, näherten sie sich dem Städtchen Jena im thüringer Land, vermochten es aber nicht zu erreichen, da ein schweres Gewitter sich über ihren Häuptern entlud und die gelblich schwarzen Wetterwolken Ströme von Regen und Hagel herabsandten. Links und rechts fuhren im gigantischen Zickzack die Blitze nieder, so daß sich Johannes unwillkürlich an das Gelübde erinnerte, welches dereinst Martin Luther gethan; auch er faltete jetzt die Hände, blickte zum zürnenden Himmel empor und folgte dem Beispiele des großen Reformators, ohne daß sein Freund Kaspar die inbrünstigen Worte vernahm.

»Unsere Kleider sind durchnäßt«, sagte der junge Schweizer, »wer weiß, wie lange das Unwetter noch anhält, darum schlage ich vor, daß wir für heute Rast machen und an jener Herberge anklopfen, die dort links an der Landstraße steht.« Er deutete auf ein langgestrecktes Haus, dessen Eingangsthor fest verrammelt war, auf dem Schilde oberhalb desselben stand die Aufschrift: »Zum schwarzen Bär, wo ehrliche lüte uffnahm finden.«

[. . .]

[102] Ein Reitersmann, welcher allein an einem der Tische saß und in einem kleinen Buche las, grüßte freundlich die Ankömmlinge und lud sie ein, sich an seiner Seite niederzulassen, denn er bemerkte ihre Verlegenheit, in die sie, ihrer beschmutzten Kleider wegen, geriethen. Er brachte ihnen sogar einen Willkommentrunk dar, den sie natürlich nicht ausschlagen durften, und als ihre langen, schwarzen Ueberwürfe durch die Ofenwärme wieder getrocknet waren, setzten sie sich am Tische des Reitersmanns nieder und ließen ein Maß Wein auftragen, damit sie seinen Willkommentrunk erwidern konnten. Der Fremde trug die Tracht eines gewöhnlichen Reiters, das heißt Hosen und Wamms ohne Rüstung und ein Schwert an der Seite, dessen Knopf er mit der linken Hand umfaßt hielt. Mithin hatte er nichts besonders Auffallendes an sich, seine tief schwarzen Augen etwa ausgenommen, die gleich Sternen blitzten und funkelten.

»Nach Euerer Aussprache seid Ihr Schwyzer oder Alemannen«, begann er das Gespräch, worauf ihm Johannes Bescheid ertheilte und auch das Ziel ihrer Reise nannte.

»Wollt Ihr von hier nach Wittenberg«, sprach der Reitersmann weiter, »so findet Ihr dort gute Landsleute, nämlich den Doctor Schurf und seinen Bruder Augustin.«

»Hm«, versetzte Johannes, »könnt Ihr uns nit sagen, mein Herr, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg verweilt, oder an welchem Orte er sonst sei? Wir haben Briefe an ihn.«

»Je nun«, antwortete der Reitersmann, »ich habe gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzt gerade nit zu Wittenberg ist, aber bald dahin kommen wird. Jedoch Philippus Melanchthon verweilt dort, er lehrt die griechische Sprache, so auch andere die hebräische lehren. Da Ihr geistlich zu werden gedenkt, so will ich Euch in Treue rathen, beide Sprachen zu studiren, denn sie sind vorher nothwendig, um die heilige Schrift zu verstehen.«

[...]

[103] Der Wirth des schwarzen Bären – ein freundlicher, behäbiger Mann – hatte in der Nähe gestanden und das Gespräch mit angehört. Als die beiden Freunde jetzt abermals ihr Verlangen und ihre Begierde, den Doctor Luther kennen zu lernen, ausdrückten, trat er näher heran und sprach:

»Liebe Gesellen, wäret Ihr vor zwei Tagen hier gewesen, so wäre es Euch gelungen, denn hier an dem Tisch hat er gesessen, just an der Stelle, wo der Herr Reiter sitzt.«

Man kann sich denken, wie sehr es die beiden Freunde verdroß, nicht früher zur Stelle gewesen zu sein, doch tröstete sich Johannes schließlich damit, daß er sagte:

»Nun freut uns doch, daß wir in dem Haus und an dem Tische sitzen, woselbst der große Reformator verweilt.«

Darüber mußte der Wirth lachen und ging zur Thüre hinaus. Wenige Minuten später öffnete er sie wieder und gab Johannes ein Zeichen, zu ihm auf die Flur heraus zu kommen. Etwas verblüfft folgte der Jüngling dieser Weisung, der Wirth aber zog ihn draußen bei Seite und raunte ihm zu:

»Dieweil ich erkenne, daß Ihr den Luther in Treue zu hören und sehen begehrt, so will ich's Euch nur sagen: der Reiter ist's, der bei Euch sitzt.«

[...]

[104] Johannes kehrte in das Gastzimmer zurück, doch wollte er noch immer nicht daran glauben, daß die Mittheilung des Wirthes auf Wahrheit beruhe. Kaspar warf ihm einen neugierigen Blick zu und trat ihm unter dem Tische heimlich auf den Fuß, denn er wollte gar zu gern wissen, was der Wirth draußen dem Freunde verkündet. Bei einer schicklichen Gelegenheit flüsterte ihm Johannes in's Ohr:

»Der Wirth hat mir gesagt, der Mann da sei der Luther.«

»Warum nit gar«, versetzte Kaspar gleichfalls ungläubig, »vielleicht hat er gesagt, es sei der Hutten und Du hast ihn nit recht verstanden, denn die Reiterkleidung gemahnt doch eher an einen Ritter, denn an einen Mönch?«

»Wie kann's denn der Hutten sein, da dieser schon todt ist?«

[105] »Ei was, ich glaub nit recht an die Hiobsbotschaft«, versetzte Kaspar eigensinnig. »Ich vermein' immer, daß der Hutten plötzlich wieder zum Vorschein kommt und irgendwo verborgen lebt, wie es der Luther auf der Wartburg gethan, nachdem er in Worms auf dem Reichstag den Herren die Wahrheit gesagt.«

Während dieses Gesprächs traten zwei Kaufleute in das Gastzimmer, die gleichfalls im schwarzen Bären zu übernachten wünschten. Nachdem sie ihre Kleider in Ordnung gebracht, ließen sie sich an dem Tische der Freunde nieder und der Eine legte neben sich ein uneingebundenes Buch.

»Was habt Ihr da?« fragte der Reitersmann, als die ersten Begrüßungen vorüber waren.

»Es sind Doctor Luthers Auslegungen etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und versandt«, antwortete der Gefragte. »Habt Ihr die nie gesehen?«

»Sie werden mir auch bald zukommen«, meinte der Reitersmann. »Doch da erscheint der Wirth, der uns zu Tische ruft. Laßt uns nit säumen und ihn uns bei guter Laune erhalten, damit wir fein was Ordentlichs zu genießen bekommen.«

Sämmtliche im Zimmer anwesende Gäste begaben sich an eine gedeckte Tafel, die im Hintergrund stand, worauf ein Aufwärter erschien und vor jeden einzelnen einen hölzernen Teller, einen Holzlöffel und ein Trinkglas hinsetzte. Eine kleine Weile später nahte sich der Wirth der Tafel und stellte Weinkrüge auf.

Der Reitersmann winkte ihn zu sich heran und fragte lächelnd: »Ist's ein fein Tröpflein, lieber Alter?«

»Ein gesegnetes Tröpflein«, versetzte der Wirth und schnalzte mit der Zunge. »Die liebe Sonne hat's mit ihren Strahlen gebraut und ausgekocht, während zu gleicher Zeit so mancher Wanderer verschmachten wollte.«

»Also vom schönen Rhein?«

»So ist's, Herr, und laßt Euch das Tröpflein munden.« Jetzt brachten der Aufwärter und eine Magd die Schüsseln, welche Fleischbrühe mit Brodschnitten, Pökelfleisch, Gemüse und gesottene Fische enthielten. Unsere beiden jungen Freunde, sowie die Kaufleute langten tüchtig zu, als aber der Reitersmann in hinreißender Rede einen Lob- und Dankspruch auf Gottes Güte ausbrachte, welcher der Mensch so unendlich viele Gaben zu verdanken [106] habe, da achteten die Gäste mehr auf seine Worte, als auf die Speisen, und ihre Blicke hingen bewundernd an seinem Angesicht.

MARIE VON FELSENECK

Fürst Bismarck

1899

[4] Die Bismarcke, ein altes, ehrenfestes Geschlecht, stammen aus der Altmark. Im Stendaler Kreise liegt ein Städtchen: Bismarck an der Biese, der kleine Fluß hat nicht dem Städtchen, wie manche Historiker vermuten, zu seinem Namen verholfen, sondern im Jahre 1203, wo es zuerst in alten Urkunden genannt wird, heißt es Biscoposmark, das ist Bischofsmark, woraus später, durch Zusammenziehen der Buchstaben, Bismarck entstanden ist.

[. . .]

[5] Auf eine lange Reihe edler Vorfahren können die Bismarcke zurückschauen. Besonders ein Rule*) von Bismarck wird in alten Urkunden zu Anfang des 14. Jahrhunderts oftmals erwähnt.

Er soll ein Mann von großer Klugheit und besonderer Be-

*) Rudolf.

deutung gewesen sein, er leitete wichtige Verhandlungen an verschiedenen fürstlichen Höfen, besonders diplomatische Geschäfte und verstand es, entstandene Streitigkeiten mit Umsicht und Klugheit zu schlichten. Auch ein Claus von Bismarck widmete sich mit gutem Erfolge diplomatischen Geschäften, er leistete dem Staate so vortreffliche Dienste, daß Markgraf Ludewig am 15. Januar 1345 ihm Schloß Burgstall zu einem »rechten Manneslehen« schenkte. Nach dieser Schenkung zählten die Bismarcke zu den ersten altmärkischen Adelsfamilien, sie waren »Schloßgessen« geworden.

In schwerer Zeit blieb Claus von Bismarck dem Markgrafen von Brandenburg**) treu, obgleich Kaiser Carl IV. sich die größte Mühe gab, den altmärkischen Junker für seine Pläne zu gewinnen. Schon damals waren die Bismarcke landestreu Patrioten, die nicht allein Habe und Gut, sondern ihre persönliche Freiheit, ja selbst ihr Leben den Diensten, der Verherrlichung und Machtentfaltung ihres geliebten Vaterlandes opferten.

Und die gleiche Vaterlandsliebe, das gleiche treue Festhalten zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des Hauses Bismarck.

[. . .]

[10] Von starken Charaktern und kraftvollen, zielbewußten Männern erzählt die Geschichte des Hauses Bismarck. Selten haben sich die guten Eigenschaften einer Familie so treu und stark fortgeerbt, wie hier.

Fürst Bismarck darf stolz auf seine Altvorderen sein, aber auch die alten Ritter, die ehrenfesten Staatsdiener, die tapferen Kriegsführer und treuen Vaterlandsverteidiger, die schauen voll berechtigtem Stolzes auf ihren größten, hervorragenden Sohn.

**) Sohn Kaiser Ludwig IV. Erst später, 1411, ward Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, aus dem Hause Hohenzollern, zum Markgrafen von Brandenburg durch Kaiser Sigismund eingesetzt.

Ehe wir uns eingehend mit den Schicksalen, Kämpfen und Siegen unseres Helden beschäftigen, ist es notwendig, uns mit dem Orte bekannt zu machen, der durch die Erinnerungen an [11] den größten deutschen Staatsmann für alle Zeiten dem deutschen Volke eine geweihte Stätte sein wird.

[. . .]

Die Kirche und das Herrenhaus sind auf einem Hügel, dicht nebeneinander erbaut. Vom Kirchhof genießt man einen weitausgedehnten Fernblick über das flache Land, das wenig landschaftliche Reize aufweist. Zwischen den Aeckern ziehen sich Streifen düsteren Kieferngehölzes hin, nach der Elbe und Havel zu flacht sich das Land ab, und weidenbepflanzte Niederungen ziehen sich längs der Flüsse hin.

[. . .]

[13] Dicht neben der Kirche steht das Schloß. Ein einfacher, schlichter Bau, dessen gewaltige Grundmauern noch von dem ehemaligen Schlosse herrühren, welches die Bismarcke früher bewohnten.

[. . .]

[15] In den letzten Jahren sind einige Zugeständnisse an die neue Zeit im Schlosse zu Schönhausen gemacht worden; dennoch umgiebt es noch heute ein undefinierbarer Zauber, es ist, als hätte das Hasten, Treiben und Jagen der unruhvollen Welt hier pietätvoll vor dem stillen, lindenumblühten Hause »Halt« gemacht. Goldener Sonnenschein spielt um das Dach des Schlosses und um die Wipfel der hohen alten Bäume. Eine feierliche Stille umhegt das Stammhaus des deutschen Reichskanzlers, man könnte sich hier weltfremd fühlen und doch hat hier der Mann gelebt, der den Lauf der Weltgeschichte in den letzten 50 Jahren nach seinem eisernen Willen gelenkt hat.

[. . .]

[16] Schon in seiner ersten Jugend, im Jahre 1816, verließ Otto von Bismarck mit seinen Eltern Schönhausen. Die Familie siedelte nach Pommern über. Durch Erbschaft war das Rittergut Kniephof an Carl Wilhelm Ferdinand von Bismarck gefallen.

Kniephof war ein großer Besitz. Fruchtbare Ländereien, ein reicher Waldbestand gehörten dazu. Hinter dem Herrenhause [17] breitete sich ein stattlicher Park aus, in dessen Mitte, eingebettet zwischen hochragenden Bäumen, ein großer Karpfenteich lag.

Hier, fern einer Stadt, verlebte Otto von Bismarck seine schönsten Knabenjahre. Gesund und kräftig an Leib und Seele wuchs er auf. In froher Ungebundenheit streifte er durch Feld und Flur und tummelte sich in Haus und Hof, bald lief er mit den Hunden um die Wette, bald besichtigte er die Fohlenkoppel, bald durchstreifte er die weitläufigen Stallungen. Dann wieder fuhr er, stolz von seinem hohen Sitz herabschauend, auf einem Fuder duftenden Heues in den Gutshof ein, kurz, der frühgeweckte Knabe suchte und fand immer neue Beschäftigungen.

Mit strahlenden Blicken beobachtete ihn sein Vater.

»Aus dem Otto wird einmal ein tüchtiger Landwirt, der fängt früh an, sich um Haus und Wirtschaft zu kümmern!« lobte er in aufwallender Vaterfreude.

Wenn der geliebte Gatte Betrachtungen über Ottos Zukunft anstellte, dann schüttelte Frau Wilhelmine von Bismarck ihr Haupt und ihr sonst etwas strenges Antlitz verschönte ein sonniges Lächeln.

»Nein, mein Gemahl«, erwiderte sie fast feierlich, während sie die hellen Augen ihres Sohnes in berechtigtem Mutterstolze küßte, »soll er gar nicht, unser Sohn soll ein großer Staatsmann werden, wie seine Urahnen Claus und Rule von Bismarck gewesen, fleißig lernen soll er, nicht immer in Hof und Garten herumtollen. Von ihm wird die Welt einst reden«, setzte sie in prophetischem Geiste hinzu, »vielleicht sind wir dann längst tot und schlummern in der stillen Dorfkirche zu Schönhausen den letzten langen Schlummer.«

[...]

[28] Am Ende des großen Schulgartens stand eine alte, breitästige Linde, diese erkletterte Otto bis zur halben Höhe.

Hier teilte sich der Hauptstamm in zwei dicke Stämme und in dieser sogenannten Gabel nahm Otto Platz und hielt flammende Ansprachen an seine Gefährten. Er berichtete von Trojas Fall, von den Thaten des Herkules, vom Argonautenzug, von Kastor und Pollux und von Achilles und seinem Kampf auf der Ebene von Troja.

Dann herrschte eine fast feierliche Stille im Garten und die Turnplätze standen verlassen, alle Spiele ruhten, nur die Gegend um die Linde war besucht. Die Schüler drängten sich herbei, jeder wollte Ottos Worte hören, mit Begeisterung hing an den Lippen des Redners. Jene Aufmerksamkeit, die Männer den Reden des späteren Abgeordneten und Fürsten zollten, ward dem Knaben Otto schon in seiner frühesten Jugend zu Teil. Aber nicht nur als Volksredner, nein, auch als Anführer in Streit und Kampf glänzte Otto von Bismarck.

Besonders zur Winterzeit, wenn der Schnee im Schulgarten fußhoch lag, dann wurde mancher heiße Kampf und manche Schneebataille ausgeführt. Und wieder, obgleich noch sehr jung an Jahren, gehorchte man willig den Anordnungen und Befehlen des kleinen Otto. Wenn es galt, Kriegspläne zu entwerfen, dann war er in seinem Elemente, dann glänzten seine Augen in heller Jugendlust und kriegerischem Mute. Der Macht seiner hinreißenden Persönlichkeit beugten sich die Gefährten. Nach vortrefflich ausgedachten Plänen ver-[29]wendete er seine Truppen, ersah mit Scharfblick eine schwache Stellung des Feindes, und sobald dies geschehen, dann ging er mit »Marsch, marsch – Hurrah!« vor. – Ein hitziges Schneebombardement entwickelte sich und erreichte seinen Höhepunkt – und bald war der Sieg erfochten.

In kurzer Zeit hatte sich Otto zum Befehlshaber aufgeschwungen, er, den die »Alten« einst zum Gehorsam zwingen wollten.

Es gäbe noch eine ganze Reihe ähnlicher Episoden aus Otto von Bismarcks Jugend zu erzählen, sie alle zeigen, daß der spätere Fürst schon als Knabe einen festen Willen, einen scharfen Blick besessen und daß er in allen Lebenslagen fest und unentwegt einem einmal ins Auge gefaßten Ziele entgegenstrebte und es durch Ausdauer und Beharrlichkeit auch stets erreichte. Diese Eigenschaften haben ihn später als Mann geschmückt und ihn befähigt, jene großartigen Erfolge zu erringen, die seinen Namen berühmt gemacht und weit hinaus getragen haben über die Grenzen seines Vaterlandes, bis hinaus in die weitesten Fernen.

DETLEV VON LILIENCRON

Kriegsnovellen

1899; 50. Aufl. [o. J.]

[53]

Der Narr.

Wir belagerten die große Festung.

Ich hatte den Befehl erhalten, um Mitternacht mit drei Unteroffizieren und dreißig Mann den vor unserer Postenlinie liegenden Hof La Grenouille anzuzünden. Bald lag der Feind, bald steckten wir darin. Es war ein ewiges Gezänk. Nun sollte dem ein Ende gemacht werden.

Um zehn Uhr abends ließ ich antreten und war nach einer Stunde, nachdem ich die nächstliegenden Feldwachen in Kenntnis des mir gewordenen Auftrages gesetzt hatte, vor den Doppelposten.

Ja, wie soll ich sagen: So etwas, als wäre ich jetzt außerhalb der Erde, in der Luft, abseits unseres Planeten im Weltraum. Wir waren so allein; keine Fühlung mehr. Die

Schleichpatrouillen, hatte ich die Feldwachkommandeure gebeten, nicht ins Vorland gehen zu lassen, um nicht zu Verwechslungen Veranlassung zu geben, und nun war alles so stumm um uns.

Wir hatten wachsenden Mond. Der alte Onkel [54] hatte die Liebenswürdigkeit, sich gänzlich hinter Wolken zu verbergen. Ich sandte ihm für seine Artigkeit eine Kußhand: Denn es war dunkel, doch nicht in dem Maße, daß alles unerkennbar verschwamm.

Los . . . Schst . . . Katzen auf dem Raubzug . . . Kein Geklirr . . . Vorsichtig, vorsichtig, langsam schleichend, zuerst lange Zeit in einem Graben, dann längs einer Garteneinfassung, Mann hinter Mann, zuweilen »auf allen Vieren«, zuweilen blitzschnell über die Landstraße, Pst, wieder gebückt wie ein Apotheker im Moor, Halt . . . vorwärts . . . Was war das? Langer Halt. War nichts . . . wieder weiter . . . »Nach rückwärts geben, leise: Meier soll nicht so prusten« . . . Weiter . . . Pst . . . »Halt« . . . und – Langer Halt . . . Ganz leise: »Sergeant Barral!« »»Hier, Herr Leutnant!«« »Schreien Sie doch nicht so . . . Hansen her.« Einer drängt sich an mich . . . »Vorwärts.« Ich immer voran. Den Revolver hielt ich bereit. (Meinen Säbel, als überflüssig, hatte ich zurückgelassen.) Hinter mir Sergeant Barral und Gefreiter Hansen.

Weiter . . . Lautlos . . . Katzen auf dem Raubzug . . . Kein Geklirr . . . »Halt« (leise nach rückwärts gebend; einer poltert auf den andern). »Ruhig, Kerls . . .« Vor uns tauchen, dicht vor uns, auf: das Schloßchen La Grenouille und zwei Nebengebäude; alles in einem großen Garten . . .

[55] Ist es besetzt? . . . Halt . . . Tiefe Stille: Man hätte den Kaiser von China und seine erhabene Mutter, die Kaiserin, von Peking her niesen hören können.

Ich krieche allein vor . . . Was ist das? Eine Barrikade. Verflucht. Zurück. Im Flüsterton: »Vorwärts.« Wieder an der Barrikade. Ich fange an zu klettern. Sachte, sachte . . . Jeden

Augenblick kann mir ein feindlicher Schuß in den Rippen sitzen: Der Feind kann's bemerkt haben; läßt uns erst alle in die Mausefalle. Es knackt etwas: ich bin mitten auf der Barrikade mit einem Stiefel zwischen die Speichen eines Rades geklemmt. Es gelingt mir, mich zu befreien ... Mein Kommando krabbelt nach ... Nun sind wir alle drüber weg; wir stehen im Hofe. Der Feind ist nicht da ... Nun aber muß alles gedankenschnell gehen. Ich nehme Barral und zehn Mann, um mich gegen den Feind, vor den Gebäuden, als Sicherheit für das Brandkommando aufzustellen ...

Ich lauschte atemlos in die Dunkelheit hinein. Neben mir links steht Barral, rechts Hansen. Einen Augenblick tritt der Mond vor. Ich sehe Barral an, ich sehe Hansen an: Ihre Gesichter sehen fahl aus, aber gespannt. Hansen sagte leise: »Herr Leutnant, Herr Leutnant.« Was ist? »Da sind Turkos vor uns.« Unsinn, Hansen ...

Noch kein Brandschein ... Da blitzt es in den [56] Forts vor uns auf, und, wie auf ein gegebenes Zeichen, fliegen hoch über uns in das weit hinter uns liegende Lager ungeheure Granaten. Sie hinterlassen einen langen feurigen Streifen. Blaues Licht scheint, bald hier, bald dort in den Kasemattenluken ...

Da steigt eine einzelne grasgrüne Rakete; dort eine halbe Meile davon, eine purpurrote ... Und ist doch alles so still, so still ...

Nun bricht hinter uns die Flamme aus ... Unterdrücktes Schreien ... Ein Schwein grunzt kläglich. »Hansen, gehen Sie sofort zurück: Das Schwein soll lautlos erwürgt werden.« »Zu Befehl, Herr Leutnant.« Knister, Knister ...

Mein Auftrag war erfüllt. Ich hatte meine Meldungen gemacht. »Wissen Sie schon, daß Helmsdorff diese Nacht schwer verwundet ist durch einen Granatsplitter?« sagte

mir der Oberst. »Nein, Herr Oberst, ich hörte nichts. Ist die Wunde tödlich?« »Wir erfuhren es nicht. Ich habe ihn außer Granatbereich nach Grand Doubs bringen lassen.« Ich bin eng mit Helmsdorff befreundet. »Erlauben mir Herr Oberst, auf einige Stunden hinüberzureiten?« »Ich bitte darum. Wollen Sie mir nach Ihrer Rückkehr [57] Bericht über seinen Zustand geben?« »Zu Befehl, Herr Oberst.«

* * *

Um den Herd des Hauses in Grand Doubs finde ich eine alte Großmutter, die einen Schnurrbart hat und Gebete murmelt, zwei Kinder und einen finster blickenden Mann. Alle starren in die Flamme. Es sind die Bewohner. Der Vater zeigt wortlos, den Daumen seiner rechten Hand als Richtung nach rückwärts in Bewegung setzend, auf eine Tür. Ich trete hinein. Auf einem breiten französischen Bett liegt Helmsdorff. Er schläft. Sein Gesicht ist gelbgrau. Er rührt sich nicht. Drei Ärzte stehen an seinem Bett und zwei graue Schwestern aus Deutschland.

Die Ärzte ziehen sich zu einer letzten Beratung zurück. Der eine von ihnen, der bisher Rock- und Hemdsärmel über die Knöchel zurückgebogen hatte, glättet sie wieder nach vorn und schließt die Knöpfe. Ich bitte die Schwestern – Deutschland, küsse ihnen den Saum ihrer Gewänder; sie sind in den Kriegen deine Engel – auf einige Zeit der Ruhe zu pflegen: ich würde wachen.

Dem jungen Offizier hat der Granatsplitter das Fleisch vom rechten Oberschenkel völlig weggerissen.

Ich bin allein mit ihm.

Ich kniee an seinem Lager nieder, nehme des [58] Schlafenden Hand in die meine und lege meine Stirn auf sie. Meine Gedanken sind ein Gebet, eine flehentliche Bitte zu Gott: Nimm ihn noch nicht zu dir; er ist ja mein einziger, bester Freund.

Nun richt' ich mich auf, lasse aber seine Hand nicht frei. Über sein Gesicht spielt es oft wie matte Irrlichter. Es huscht etwas darüber hin. Wie der Schatten eines fliegenden Vogels. Er schläft so ruhig; seine Atemzüge gehen regelmäßig.

Auf dem Nachttischchen an seinem Kopfende brennt die Lampe. Sie ist mit einem Schirm bedeckt. Auf diesem, mir zugekehrt, tanzt ein Narr in der Schellenkappe; mit einer Pritsche schlägt er auf eine kleine Handtrommel. Er hat ein widerwärtiges Gesicht.

Ich starre und starre, bewegungslos: um den Verwundeten nicht durch die leiseste Regung zu wecken, auf die Lampe. Seine Hand liegt immer noch in der meinen. Eine nicht mehr zu bewältigende Müdigkeit überkommt mich: die vielen Feldwachen, mein nächtliches Kommando, die furchtbaren Anstrengungen, das tagelange Liegen in den nassen Gräben zu steter Abwehr, die Eindrücke auf das junge Herz ... aus den Schlachten ... Ich kann ... den ... Kopf ... nicht ... mehr ... hoch ... Er sinkt.

[59] Und vor mir tanzt und springt der Narr ho und heidi. Wie ausgelassen dieser dumme Kerl ist. Wie er sein breites Maul grinsend verzerrt. Und ich tanze ihm nach; ich muß alle seine Bewegungen mitmachen.

Aber ich *will* nicht, und ich *muß* ... Das Scheusal hält an, steht still. Auch ich bin wie gebannt. Der Narr beugt seinen Kopf. Was will er? Einen Erde aufwerfenden Maulwurf beobachten? Eine Blume wachsen sehn? Den Eilweg eines Käfers verfolgen? ... Er winkt mich heran. Ich folge; ich schaue mit ihm in ein tiefes, großes Grab. Und viele tausend nackte Arme, in hechtgrauer Farbe, mit ineinander gekrampften Fingern strecken sich mir entgegen. Solche Arme sah ich oft auf den Schlachtfeldern.

Und der Narr lacht und lacht und schlägt Purzelbaum wie ein Clown, und lacht, und zeigt hinunter. Ich will ihn schlagen ... Ich ... kann ... nicht ... von ... der ... Stell ... e ... Hund, verfluchter ... deck zu, deck zu ...

Ich wache jählings auf; ich kann keine fünf Minuten geschlafen haben. Ich reiße den Kopf in die Höhe. Die Hand meines Kameraden liegt noch [60] in der meinen. Herr Gott, was ist das? Sie ist feucht, schleimig, nicht kalt, nicht warm ... ein bißchen letzte Wärme noch, wie der erkaltende Ofen ... Sein Gesicht ist auf der linken Seite etwas nach oben verschoben ... Die Augen ... »Helmsdorff, Helmsdorff«, schrei' ich und werfe mich über ihn ...

Die Tür öffnet sich. Die barmherzigen Schwestern erscheinen sanft, liebevoll ... Die eine, die ältere, beugt sich über mich ... Ich liege wie ein Sohn in Mutterarmen: Sie sagt mir so gütige, beruhigende, tröstende Worte; immer im gleichen Tonfall spricht sie. Und an ihrer Brust schluchz' ich wie ein zehnjähriger Knabe ...

KARL TANERA

Der Freiwillige des »Iltis«

1900; 10. Aufl. 1906

[78] Während Louis sich noch von den beiden Damen verabschiedete, sprach der Offizier leise zu seinem Sohne: »Sei recht höflich mit dem jungen Kurmann. Du weißt, es ist ein patriotisches Werk, wenn wir eine verhetzte Elsässer Familie für die deutsche Sache zurückgewinnen.«

»Verstehe, Vater. Du kannst dich auf mich verlassen.«
Nunmehr war auch der junge mit Louis etwa gleichalterige Berliner bereit, und beide machten sich auf den Weg.

Auf der Straße meinte Otto Dreher: »Wir haben bis zum Beginn der Oper noch vier Stunden Zeit. Abgerechnet eine halbe Stunde zum Abendessen können wir noch viel ansehen. Wollen Sie mir die Führung überlassen?«

»Selbstverständlich. Ich bin ja wildfremd.«

Nun fuhren sie mit der Straßenbahn bis zum Leipziger Platz. Dann gingen sie zu Fuß durch die Leipziger- und die Friedrichsstraße nach den Linden. Hierauf über den Opernplatz, auf den Schloßplatz, wieder zurück zum Lustgarten, über die Linden und auf den Pariser Platz. Otto Dreher erklärte dem Fremden alles und zeigte ihm unzählige Dinge. Was machte Louis Kurmann da wieder für Augen! Das übertraf aber auch seine höchsten Vorstellungen. So eine Riesenstadt! Solch ein Wagenverkehr! Solch ein Menschengewühl! Wie verschwand dagegen Constantine, Algier und Lissabon! Selbst Hamburg konnte in Beziehung auf das Straßenleben da nicht mittun. Freilich der Hamburger Hafen! Nun, der ging natürlich über alles. Berlin war eben [79] keine Seestadt. Aber was für eine Stadt war es! So großartig, so vornehm, so schön, daß Louis Kurmann diese Stadt gar nicht genug bewundern konnte, daß er mit immer wachsendem Staunen vor Deutschland erfüllt wurde, dessen Größe und Macht er sich ja noch gar nicht so recht klar gemacht hatte.

Beide Knaben kehrten nun nach dem Gasthause, in welchem Louis wohnte, zurück, letzterer aß etwas, ordnete seinen Anzug für die Oper und ward von Otto Dreher nach dem Opernhause begleitet.

»Hier an dieser Säule wollen wir uns nach der Vorstellung wieder treffen.«

Damit trennten sich beide. Otto Dreher verließ das Gebäude, Louis Kurmann begab sich auf seinen Platz im Parkett.

Schon das hell erleuchtete, große Haus rief seine höchste Bewunderung hervor. Er hatte bis jetzt nur das kleine, übrigen ganz hübsche Theater von Constantine gesehen und darin unbedeutende französische Opern gehört.

Als nun die wunderbaren Klänge des Wagnerschen Meisterwerkes den weiten Raum durchzitterten und das vornehme Publikum mit andächtiger Ruhe lauschte, als dann der Vorhang sich hob, Scene um Scene in großartiger Ausstattung an dem Auge des Knaben vorüberzog, als die Töne herrlicher Stimmen und unvergleichlicher Harmonien in sein Ohr drangen, da kam er sich allmählich wie verzaubert, wie vollständig der Erde entrückt vor, und wiederholt liefen ihm vor seelischer Erregung Tränen über die Wangen. Das war eben die Wirkung der Musik des deutschen Meisters auf das Gemüt eines in musikalischer Beziehung einfachen, fast unerfahrenen Jünglings.

[...]

[80] Nach einer herzlichen Begrüßung der Familie Dreher stieg man in den Wagen und fuhr nach dem Tempelhofer Felde. Der Hauptmann war schon weggeritten. In der Belle-Alliance-Straße marschierten noch Garde-Ulanen und Garde-Artillerie hinaus. Alle übrigen Truppen standen schon auf dem Paradedelde.

Hier konnte Louis zum ersten Male deutsche Reiterei beobachten. Die erschien ganz anders als das Regiment der Chasseurs d'Afrique, das er in Setif gesehen hatte. Was für schöne, große Pferde hatten diese Ulanen, und welche stattliche, elegant erscheinende Reiter waren sie selbst! Die Lanzen mit den wehenden Fähnchen machten einen großen Eindruck auf ihn, denn Lanzen hatte er bei den Franzosen nie erblickt. Nun kam man auf die Höhe des Kreuzberges, das Paradedeld lag vor den Ankommenden.

[...]

[81] Das Spielen sämtlicher Musikkorps, das Einschlagen aller Trommler unterbrach das Gespräch. Otto Dreher rief: »Nun kommt Seine Majestät! Sehen Sie dort jene glänzende

Reiterschar! Voraus zwei Flügeladjutanten, dann ein Reiter allein in weißer Gardedukorps-Uniform. Das ist Seine Majestät, das ist der Kaiser. Und hinter ihm in weißem Reitkleid mit gelbem Ordensband über der Brust galoppiert Ihre Majestät die Kaiserin. Was folgt, sind Prinzen, Generale, die fremden Militärattachés, Adjutanten, eingeladene Offiziere und nichtregimentierte Herren der Garde.«
 Louis Kurmann wandte keinen Blick von dem großartigen, glänzenden, stolzen Bilde. Das war aber auch eine prächtige, eine wahrhaft leuchtende Reiterschar! Als sie näher herankam, erscholl auf der ganzen Linie der Truppen ein dreimaliges brausendes Hurra, alle Musikkorps bliesen und alle Trommler schlugen; es war ein erhebender, wirklich feierlicher Augenblick.

[82] Während des Reitens des Kaisers längs der beiden Treffen mußten noch die Wagen mit den Zuschauern zurückbleiben.

Jetzt durften sie vorfahren. Da kam auch Hauptmann Dreher angesprengt, begrüßte seine Angehörigen sowie Louis und sorgte, daß dieser Wagen einen guten Platz bekam. Daher sahen dessen Insassen den ganzen nun beginnenden Vorbeimarsch der Truppen ausgezeichnet. Louis aber betrachtete sich vor allem den deutschen Kaiser, den Beherrscher des mächtigen Reiches, das, seitdem der junge Afrikaner es betreten, ja seitdem er die ersten Deutschen in Lissabon erblickt, einen so gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er konnte deutlich das schneidige, ernste und doch so wohlwollende Gesicht des Monarchen erkennen, er sah, wie dieser Fürst seine Pflicht genau nahm, wie er jedes Regiment mit kundigem Blicke musterte, wie er hie und da beifällig nickte, immer aber ganz bei der Sache war und die Parade nicht als ein Schauspiel, sondern als eine ernste Prüfung seiner Truppen betrachtete. Aber Louis Kurmann erkannte auch, wie sich die Regimenter anstrebten, wie Kompanie um Kompanie, Schwadron um Schwadron und Batterie um Batterie ihr möglichstes

tat, um vor dem prüfenden Auge des obersten Kriegsherrn gut zu bestehen.

Und wie diese Truppen auch vorbeikamen! Das sah aus, als ob eine solche Kompanie eine fest eingestellte Maschine mit nur einem Fuß und nur einem Bein statt Hunderten wäre. Selbst die Pferde der Kürassiere, Ulanen und Dragoner und die Geschütze der Artillerie erschienen wie mit dem Lineal ausgerichtet; kurz, das sah selbst der in militärischen Dingen wenig erfahrene Knabe, daß man hier an Mannszucht und soldatischer Schulung das Höchste erreicht hatte, und daß sich [83] mit solchen Truppen die algerischen Tirailleure sowie die Linienbataillone in Constantine oder die Chasseurs aus Setif oder die Spahis aus Batna nicht annähernd vergleichen konnten.

Noch mehr bestach Louis der zweite Vorbeimarsch der Truppen. Er erfolgte bei der Infanterie in Regimentskolonnen, bei der Kavallerie schwadrons- und bei der Artillerie batterieweise im Trab.

»Das sind ja unwiderstehliche Massen, solche geschlossene Regimenter!«

»Ja, ja, Herr Kurmann«, meinte Frau Dreher, »wo unsere deutschen Truppen erscheinen, da heißt es für alle anderen weichen.«

»Ich glaube es, Frau Dreher. Solche Soldaten müssen ja alles niederwerfen.«

Die Parade war nunmehr zu Ende. Otto dirigierte den Kutscher schnell nach dem Ausgange des Tempelhofer Feldes, um nochmals den Kaiser in der Nähe zu sehen. Das Bild der heimmarschierenden Regimenter war wieder ein ungemein anziehendes. Jetzt aber rief Otto: »Achtung, links schauen! Seine Majestät kommt an der Spitze der Fahnenkompanie.«

Alles stand in dem stillhaltenden Wagen auf. Als der Kaiser hinter der Musik des zweiten Garderegiments vor der Masse der Fahnen des ganzen Gardekorps vorbeikam, verneigte sich Louis Kurmann, einem inneren Drange folgend,

ganz besonders. Zufällig sah der Monarch auf ihn und grüßte ihn in seiner leutseligen Art. Dem jungen Afrikaner schoß alles Blut in den Kopf, der für ihn so ergreifende Augenblick, das Spiel der Musik, der Anblick der Gardetruppen, alles hatte ihn so begeistert, daß er, als der Kaiser vorüber war, unwillkürlich in französischer Sprache ausrief: »Vive l'empereur!«, dann aber sofort deutsch hinzufügte: »Jetzt will ich bestimmt ein deutscher Seemann und ein guter Untertan Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. werden.«

»Bravo, Herr Kurmann«, riefen alle im Wagen, und Frau Dreher reichte dem Knaben freundlich die Hand. [...]

HELENE STÖKL

»Ich will!« *Lebensbilder hervorragender Männer.*

1909

[217] *Ich will das Werk meines Vaters fortsetzen!*
(Alfred Krupp)

[220] Überraschend schnell hatte der Knabe unter der väterlichen Anleitung sich mit allen Einzelheiten des schwierigen Betriebs vertraut gemacht und sich vor allem in das Geheimnis der Herstellungsart des vom Vater erfundenen Gußstahls einführen lassen. Das Auge des ernstesten, strengsten Mannes blitzte freudig auf, wenn er sah, wie ganz in seinem Geist sein Sohn arbeitete, mit welcher Geschicklichkeit und welchem Scharfsinn er die schwierigsten Aufgaben ausführte. Der Verfall des Werkes aber ließ sich nicht [221] mehr aufhalten, und als der Vater am 8. Oktober 1826 die Augen schloß, da tat er es mit dem bitteren Bewußtsein,

sein Werk zerstört, seine Familie in Armut zurückzulassen.

[...]

[223] Nun ruhte das Werk des Vaters auf den schwachen Schultern des vierzehnjährigen Sohnes; aber dieser brach nicht darunter zusammen, wie mißgünstige Bekannte prophezeiten. Mit zäher Beharrlichkeit setzte er weiter, was er unter dem Beistande der Mutter begonnen hatte. Aber schwer, unsagbar schwer erwies sich seine Aufgabe. Die Kunden hatten sich zum großen Teil anderen Fabriken zugewandt, da ihre Aufträge während der Krankheit des Vaters nicht immer ausgeführt werden konnten. Es galt neue Abnehmer und neue Bestellungen zu gewinnen. Da es bei der Gußstahlfabrikation nicht genügt, die richtige Herstellungsart ein für allemal festzusetzen, sondern jeder einzelne Guß die sorgfältigste Überwachung verlangt, weil der kleinste Fehler, die geringste Nachlässigkeit den ganzen Guß unbrauchbar machen können, so mußte der neue Fabrikherr die schärfste Aufsicht ausüben und oft selbst helfend eingreifen, um tadellose Ware zu liefern.

Hatte er, anfangs von nur zwei Arbeitern unterstützt, den ganzen Tag vor dem Amboß und an der Esse gestanden, dann brachte ihm der Abend erst den schwereren Teil seiner Arbeit. Dann hieß es zeichnen, Pläne entwerfen, Rechnungen ausstellen, Anfragen beantworten usw. Woher aber sollte der frühere Quartaner die nötigen Kenntnisse für dies alles nehmen? Wo aber ein Wille ist, da findet sich auch ein Weg. Am Sonntag lernte der junge Krupp bei einem Onkel die Buchhaltungskunde, und spät am Abend, wenn alles Geschäftliche erledigt war, dann nahm er wissenschaftliche Bücher vor, studierte Englisch und Französisch und erweiterte seine technischen Kenntnisse.

Er selbst erzählt später von dieser schweren Zeit: »Ich sollte laut Testament für Rechnung meiner Mutter die Fabrik fortsetzen ohne Kenntnis, Erfahrung, Kraft, Mittel und Kredit. Von meinem vierzehnten Jahre an hatte ich die Sor-

gen eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, des Nachts das Grübeln, wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter [224] und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernst eines bedrängten Familienvaters, und fünfundzwanzig Jahre lang habe ich ausgeharrt, bis ich endlich bei allmählich steigender Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang.«

Nicht schnell und plötzlich kehrte der Erfolg sich dem jungen Krupp zu, kein Glücksfall kam ihm zu Hilfe, mühevoll und beharrlich mußte er dem Schicksal jeden kleinen Fortschritt abringen. Er scheute sich nicht, ganz gewöhnliche Gesellenarbeit zu verrichten, er reiste unermüdlich umher, um seine Ware anzubringen und Bestellungen einzusammeln, er brachte die fertigen Münzstempel selbst in die Münze nach Düsseldorf, um das Geld gleich zu bekommen und das Porto für Briefe zu sparen, bis endlich nach langem, heißem Ringen langsam eine bessere Zeit für ihn anbrach.

[...]

Von da an ging es schneller vorwärts. Die Zahl der Arbeiter stieg auf über hundert, die Fabrikräume erweiterten sich, immer neue Absatzgebiete taten sich auf. Was Krupp verdiente, [225] das verwandte er aber nicht für sich, sondern steckte es bis auf den letzten Heller in seine Unternehmungen. Nie dachte er auch nur einen Augenblick daran, sich Bequemlichkeit oder Wohlleben damit zu verschaffen. Das Werk seines Vaters fortzusetzen und zur höchsten Entwicklung zu bringen, war das Ziel, das ihm unablässig vor der Seele stand.

[...]

[226] Jetzt, wo die Not des ersten Emporarbeitens hinter ihm lag und seine Fabrik auf festem Grunde stand, jetzt konnte Krupp an die Ausführung eines Gedankens gehen, der ihm seit langem auf dem Herzen gelegen hatte.

Er wollte seinen Arbeitern, die schon nach Tausenden zählten, ein besseres Los schaffen. Nicht länger sollten sie in der

beständigen Furcht leben, im Falle von Krankheit und Arbeitsunfähigkeit zugrunde gehen oder der Mildtätigkeit anderer zur Last fallen zu müssen. Sollten sie ihm ihre Kraft und ihre Arbeit widmen, so wollte er dafür ihr leibliches und geistiges Wohl sichern, so weit dies irgend möglich war.

So gründete er denn zuerst eine »Hilfskasse in Fällen von Krankheit und Tod«, zu der er die Hälfte aller Einzahlungen leistete. Eine Pensionskasse für Arbeitsunfähige folgte.

[...]

[227] Aber auch auf das geistige Wohl seiner Arbeiter war Krupp bedacht. Eine Volksschule mit zwanzig Schulzimmern sorgte für unentgeltlichen Unterricht der Kinder, Fortbildungs-, Industrie- und Haushaltungsschulen standen der schulfreien Jugend zu Gebote, für die Bedürfnisse der Erwachsenen sorgte eine reichhaltige Volksbibliothek.

Alles dies entstand aus Krupps persönlicher Entschloßung. Aus seiner eigenen Erfahrung und aus seinen eigenen Mitteln schuf er diese Einrichtungen, durch welche er ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der Arbeiterfürsorge ward.

[...]

[229] Die eigenste Bedeutung gewann der Kruppsche Gußstahl erst, als Krupp ihn zur Waffenfabrikation verwandte.

Das deutsche Heer mit Waffen zu versehen, die allen anderen überlegen seien, und ihm dadurch den Sieg über alle Angreifer zu sichern, das hatte schon Friedrich Krupp gewollt, sein Sohn führte es aus.

WILHELM KOTZDE

Die Geschichte des Stabstrompeters Kostmann

1910

[23] Ich kam in eine schöne Welt hinein, und von ihr will ich erzählen. Mein Heimatdorf Jeseritz, eine Kolonistensiedlung, liegt inmitten großer Waldungen an dem Flüschen Plöne, zwischen Stettin und Stargard. Nicht weit von Jeseritz ist der berühmte »Weizacker«, wo die alte, eigenartige Kleidung, die wir Kinder immer gern gesehen haben, sich bis in unsere Zeit erhalten hat.

[...]

[24] Mein Vater war von Haus aus Musiker, hatte aber eine kleine Landwirtschaft erworben. An Festtagen spielte er in den Dörfern mit seiner sechs Mann starken Kapelle. Da er ein guter Musiker und zu den Leuten freundlich war, wollte man ihn immer wieder haben, und so wußte er oft nicht, wie er allen Wünschen nachkommen sollte.

[...]

[25] Meine Mutter war die Tochter des Stellmachermeisters Kistenmacher, der in jener Gegend allgemein bekannt war, da er im Auftrage der Kreisbehörde die Wagen zu den damals neu auf gekommenen Landfeuerspritzen machte.

[...]

[26] Mein ältester Bruder August sollte Lehrer werden und spielte deshalb früh die Geige. Den Unterricht gab ihm mein Vater. Später ging er zweimal in der Woche nach Altdamm zum Stadtmusikus Seiler, mit dem mein Vater [27] befreundet war. Da er nun schnelle Fortschritte machte, ließ ihn mein Vater auch im Kornettblasen unterrichten. Wenn es danach in den Feiertagen an Musikern fehlte, mußte mein Bruder aushelfen. Das spornte uns andere in der Familie an, und wir lernten von ihm die Anfangsgründe.

[...]

[44] Nach dem Tode des Vaters, ich war nun neunzehn Jahre alt, ging ich oft zu der Unterförsterei Mühlenbeck, die nur wenige Minuten vom Wünschensee liegt. Der Förster hatte zwei Söhne in meinem Alter, die auch viel musizierten, und wir hielten gute Freundschaft.

Eines Tages traf ich dort den Sohn des neuen Mühlenbesizers Behnke.

»Du willst ja Soldat werden?« sagte er zu mir.

»Ich habe mich schon in Stettin bei der Artillerie gemeldet«, gab ich zur Antwort.

Da meinte er, in den nächsten Tagen käme ein Freund zu ihm, der als Trompeter bei den Blücherhusaren in Stolp diene.

»Möchtest du nicht Husar werden?« fragte er weiter. »Ich sehe dich schon im roten Husarenattila.«

Damit verabschiedete er sich.

[...]

[45] Nach einigen Wochen, es war gegen Weihnachten, saßen wir Brüder mit einem Freunde, der den Baß spielte, in der Stube und übten Tänze. Es klopfte jemand an die Tür. Wir ließen uns nicht stören. Da öffnete unsere Mutter die Tür, und es trat mein Freund Behnke mit dem Trompeter von den Blücherhusaren ein. Wir hörten auf zu proben.

»Lassen Sie sich nicht stören!« sagte der freundliche Mann. »Woher haben Sie denn die schönen Tänze?«

[...]

[46] Nach einer kurzen Unterhaltung fragte der Trompeter:

»Sie wollen bei unserm Regiment eintreten? Welche Instrumente spielen Sie denn zur Kavalleriemusik?«

»Tenorhorn!« war meine Antwort.

»Nun noch Flöte zur Streichmusik, dann können Sie gleich bei uns eingestellt werden«, fuhr der Trompeter fort.

Nun spielte ich ja Flöte, und der freundliche Gast versprach, daß er gleich, wenn er in die Garnison zurückkäme, mit seinem Stabstrompeter sprechen werde. Erst aber

wollte er mich noch alleine hören. Ich blies auf dem Tenorhorn aus dem Kopfe und, was er aus den Büchern angab, nach den Noten. Er sagte nichts, aber es schien ihm zu genügen. Nun kam die Flöte. Da hatte ich ein kleines Solo aus der Oper Lucrezia Borgia, das blies ich, dann noch einige Tonleitern und Figuren.

»Machen Sie sich bereit«, sagte der Trompeter zu meiner Mutter. »Ihr Sohn wird Sie bald verlassen, um den roten Attila anzuziehen.«

[...]

[74] Es war am 16. Juli 1870. Das ganze Regiment stand auf dem großen Exerzierplatz. Jede Schwadron machte ihre Übungen für sich, wie Wettrennen, Springen über Hindernisse als Graben, Block, Hürde, andere übten das Gefecht zu Fuß; es war ein buntes Bild. Meine Schwadron stand an einem Block und übte in Zügen das Nehmen der Schranke. Der Major Witte stand mit unserem Rittmeister am Block, ich stand neben ihm. Da kam eine Ordonnanz, was das Pferd nur laufen wollte, aus der Stadt.

[...]

Der Husar konnte kein Wort sprechen, das Pferd stand zitternd, in Schweiß gebadet, und drohte zusammenzubrechen. Ich sah dem Major, als er das Telegramm las, gerade ins Gesicht. Ein freudiger Zug ging darüber.

»Trompeter, blasen Sie Regimentsruf! Galopp!« sagte der sonst so stille ritterliche Herr zu mir in heftigstem Kommandoton.

Ich blies schnell hintereinander beide Signale und wiederholte sie mehrmals. Noch ehe die anderen Mannschaften heran waren, rief der Major schon, die Depesche hochhaltend:

»Wir sind mobil! Krieg mit Frankreich!«

[...]

[90] In dieser Nacht kam der Befehl, in Eilmärschen nach Sedan zu marschieren. Alles wurde beritten gemacht. Es gab jetzt keinen Fußmarsch mehr. Vielen der gedrückten Pferde

lief der Eiter unter den Sätteln heraus. Immer vorwärts! Es wurde Tag und Nacht marschiert. Wir fühlten, es mußte sich etwas Großes ereignen.

Wir kamen am 1. September gegen Mittag vor Sedan an. Die Schlacht war in vollem Gange, die Erde erbebte von dem furchtbaren Kanonendonner. Wir erhielten gleich den Befehl, auf einer Anhöhe an der belgischen Grenze uns aufzustellen. Es sollte verhindert werden, daß die Franzosen über die Grenze gingen. Wir standen nun auf einem ziemlich hohen Berg und hatten den Blick über das ganze Schlachtfeld. Unsere roten Uniformen leuchteten weithin.

Gegen Abend kam der Befehl, wir sollten uns auf dem schnellsten Wege der Kavalleriedivision anschließen, welche beordert war, die Artillerie, die mit sechsundneunzig Geschützen auf einer Höhe östlich von Sedan stand, zu decken. Um diese Zeit zogen die Franzosen die weiße Flagge. Im starken Galopp ritten wir den Berg hinunter, so ging es etwa eine halbe Stunde über Hecken, Zäune, Wassergräben, ohne das Tempo zu kürzen, so daß uns der Schmutz aus den Gräben über die Köpfe spritzte. Ich dachte an Lützows wilde Jagd. Oben saßen wir dann ab und brachten das Sattelzeug wieder in Ordnung. Mit uns stand die ganze Kavalleriedivision da. Nun kam die Mel-[91]dung, die Offiziere sollten nach vorn reiten, um die Lage zu überschauen. Der Rittmeister nahm mich als Cheftrompeter mit, und so hatte ich nun auch das Bild, das einen so tiefen Eindruck auf alle machte. Wir sahen auf Sedan hinab. Drunten in den Straßen war ein Gewirr und Geringe, ein Knäuel von Menschen und Pferden, daß es schlimm anzusehen war. Zwischen den Leichen von Pferden und Menschen sah man Frauen, Männer und Kinder, da lag, lief und lamentierte es durcheinander.

[...]

»Sedan hat kapituliert, der Kaiser Napoleon und die ganze französische Armee ist gefangen. Seine Majestät, unser allerhöchster Kriegsherr, König Wilhelm, er lebe! Hurra!« Jetzt ritten wir – nein, wir faßten unsere Pferde am Zügel

und führten sie zu Fuß den Bergeshang hinunter, den wir zwei Stunden vorher in Karriere hinaufgeritten waren. Dabei sagten wir uns, in vierzehn Tagen würden wir zu Hause sein.

[...] [99] Wir lebten in dem schönen Juvisy so sorglos, wie wir es im Vaterlande nicht so gut gehabt, und vermuteten, daß wir dauernd zur Umzingelung von Paris verwendet würden. Daß die Franzosen nicht so gutwillig nachgeben würden und daß wir auf eine lange Dauer des Krieges rechnen müßten, war uns allen ja nun klar geworden. Mit den Friedenshoffnungen von Sedan war es bald vorbei gewesen. Da kam plötzlich der Befehl, daß die zweite Kavalleriedivision mit dem ersten bayrischen Armeekorps unter General von der Tann nach Orleans marschieren solle, um der französischen Loire-Armee, die sich dort in aller Eile zum Entsatz von Paris bildete, entgegenzutreten. Wir sollten nun ein Leben voll Entbehrungen und Strapazen finden, wie wir es bisher nicht kennen gelernt hatten.

[...] [134] Unmittelbar am Walde, links vom Engpaß, führte ein Feldweg gerade in das Dorf Ormes hinein. Wir sahen einige Häuser des Dorfes. Rechts von dem Wege war eine kleine mit Wein bepflanzte Anhöhe, die uns den größten Teil des Dorfes verdeckte.

[...] [135] Wir ritten mit Hurra. Es war ein ohrenbetäubendes Gebrüll und Hallo, als wären wir alle wild geworden. So ging es auf den Feind – es waren afrikanische Reiter –, kaum noch dreißig Schritte waren sie von der Batterie. Schon waren unser dritter und vierter Zug auf der Chaussee und auf der Grabenböschung mit dem Feind im Handgemenge. Die Wucht, mit der wir anritten, ließ den Feind stutzen, seine Leute, die noch nicht im Kampf waren, schwenkten über den Graben links ab, auf einen Acker. Der war mit alten Obstbäumen bestellt, deren Zweige zur Erde

reichten. Weiter nach dem Dorf war ein freier Platz, dort stand eine Kirche, [136] die im Bau war, dahinter ein Weinberg, zwischen dessen hohen Stöcken man nur einzeln reiten konnte. Hier war eine Verbindung nach der Chaussee. Wir waren hinterdrein, und nun kam es zum erbitterten Einzelkampf. Die fünfte Schwadron hatte den Feind in der Flanke gefaßt und ihm den Rückzug abgeschnitten. Kämpfend trieb sie feindliche Reiter vor sich her. Vor jedem Steig im Weinberg hielten zehn und mehr Franzosen, die alle zwischen den Reben hindurch wollten. Wir stürmten in diese Haufen hinein, und alle, die nicht hindurchkamen, wurden von den Pferden gehauen und niedergeritten. Es war ein grausiges Ringen. Man sah nur Knäuel von fünf oder sechs Mann, Freund und Feind durcheinander, kämpfend bis zur Vernichtung.

[...] [138] Ein Franzose stand vier Schritte links von mir und hielt seinen Revolver auf mich. Ich warf mein Pferd nach links, ein Sprung des Tieres, ein Hieb nach unten, der Kerl lag am Boden. Er streckte seine Hände hoch und bat um Gnade. Ein Husar, der sein Pferd verloren hatte, sprang herzu und nahm ihm den Revolver ab. Ich sah den Franzosen hernach mit verbundenem Kopf unter den Gefangenen. Der Revolver wurde mir als Andenken gegeben. Der Sicherheitsstock steckte im Kugelloch, so daß die Trommel sich nicht drehen konnte; sonst wäre ich wohl nicht mit dem Leben davongekommen.

[...] [141] Beim Anblick der toten Kameraden, ob Feind, ob Freund, war jede Siegesfreude vergessen, aber ein Gefühl war in uns, die Dankbarkeit. Mit Tränen in den Augen umarmte und liebteste fast jeder sein Pferd, als ob damit gesagt sein sollte: Dir danke ich es, daß ich dem Morden lebend entkommen bin, daß ich nun neben dir stehe. Und die Tiere ließen die Köpfe hängen und sich streicheln. Sie fühlten mit uns. Auch ich konnte mich der Tränen nicht er-

wehren; hatte ich doch einen treuen Berater, einen mir stets freundlichen Kameraden, den verheirateten Trompeter Gersdorff von der fünften Schwadron verloren. Da fuhren sie mit ihm hin; da lag er mit den anderen, alle wie Stroh-bündel aufgeschichtet, um weit von den Seinen in fremder Erde bestattet zu werden.

Der Mann sein Schlachtroß umarmend, mit Tränen in den Augen, ein Bild der Dankbarkeit zu Gott und seinem treuen Tier und Kampfgenossen, so sich und die anderen zu sehen, das ist ein Augenblick, wie ihn nur der Reiter durchleben kann, wie er einem Krieger nach solcher Stunde im Feindesland unvergeßlich ist.

[...]

[160] Jetzt kam die Sehnsucht nach der Heimat. Ich wandte mich an den Stabstrompeter der zweiten Gardedragonen, um dort eingestellt zu werden. Mein ältester Bruder, der bei diesem Regiment gestanden hatte, war vor Paris verwundet worden. Man hatte ihn nach der Garnison zurückgeschickt; dort war er seinen Wunden erlegen. Ich dachte nun, wenn ich bei den zweiten Gardedragonern eingestellt würde, dann hätte ich Gelegenheit zum theoretischen Musikstudium. Mein Brief ging aber verloren, und ich erhielt keine Antwort. Trotzdem wollte ich bei den Blücherhusaren nicht mehr kapitulieren. Als im Herbst 1871 ein großes Kommando Reservisten Lunéville verließ, war auch ich dabei. Heimat, süße Heimat!

Die Heimfahrt glich unserer Fahrt in den Krieg. Wir wurden auf den Bahnhöfen herzlich begrüßt. In Stolp hatten wir vor allem einen warmen Empfang. Zwei Wochen [161] lang waren wir Tag für Tag zu Bürgern eingeladen. Wir kamen aus dem Trubel gar nicht heraus. Dann fuhr ich der Heimat zu.

Und da war die Freude am größten. Mein Bruder war nicht zurückgekehrt. Auch mich hatte man schon eine Zeit lang tot geglaubt. Während unserer Kämpfe um Orleans hatten wir einmal sechs Wochen keine Postverbindung gehabt.

Dann aber kam doch der Jammer bei der Mutter, daß mein Bruder, den man verwundet nach Berlin brachte, hatte sterben müssen. Sie erzählte mir, wie der Bruder dort bestattet worden. Es war schwer gewesen für sie und für die junge Frau meines Bruders, und nur der Gedanke, daß er sein Leben für das Vaterland gegeben, konnte sie aufrecht erhalten. Und sie mußte sich noch trösten, daß sie doch die Stätte sah, wo er begraben wurde. Wie viele waren es, die den Sohn nie wieder sahen, die nicht wußten, wo er in die Erde gebettet war! Das hatte ihr auch ein General gesagt, der am Grabe meines Bruders stand, und sie war ihm dankbar für seine Worte. »Ach, mein Sohn, ich bin doch stolz auf mein totes Kind und danke dem lieben Gott, daß er mir noch eins wiedergegeben!« sagte sie schließlich in völliger Auflösung und fand jetzt die Tränen, welche ihr bei meiner Reise gefehlt hatten.

FELIX SALTEN

Kaiser Max der letzte Ritter

1912; 2. Aufl. 1913

[1] In der Burg zu Wienerisch-Neustadt gebar die schöne, feurig-lebhafte und muntere Eleonore von Portugal ihrem Gatten, dem römisch-deutschen Kaiser Friedrich III., am 22. März des Jahres 1459 ein Knäblein, das den Namen Maximilianus erhielt, und das in der Folge seines Lebens nebst vielen glänzenden Kronen noch manchen anderen ruhmreichen Namen tragen sollte.

Maximilians erste Kindheit aber war recht eigentlich trübseelig, und seine Eltern mögen sich ihres Sprößlings nur wenig gefreut haben. Denn Maximilian blieb beinahe fünf Jahre

lang gänzlich stumm. Er konnte nicht reden wie andere Kinder; ja er unternahm nicht einmal den Versuch, die paar Worte nachzusprechen, die ihm vorgesagt wurden, sondern er lallte wie ein Neugeborenes. Erst später begann er, unbeholfen und schwerfällig, Laute und Silben zu formen, doch war er bis in sein zwölftes [2] Jahr der Sprache noch nicht ganz mächtig.

[...]

Dann aber erwachte sein Geist mit einemmale. Eine merkwürdige Starrheit schien es gewesen, die das Kind so lange umklammert gehalten, die nun plötzlich von ihm wich und sein Wesen frei gab, das nun anfang sich erstaunlich zu regen und zu beleben. Beinahe ließe sich der Spruchvers, den Goethe über sich und sein elterlich Erbteil gedichtet hat, auch auf Maximilian anwenden, denn auch in Maximilian waren die Charaktereigenschaften der Eltern seltsam ineinander gemischt. Vom Vater hatte er nämlich, wie Goethe, »des Lebens ernstes Führen«, einen ausgesprochenen Sinn für das königliche Handwerk der Politik, und, wiederum wie Goethe, hatte er »vom Mütterlein die Frohnatur und Lust am Fabulieren«.

[...]

Nun aber war er kein Sorgenkind mehr, sondern ein fröhlicher, bildhübscher, lebhafter Junge, [4] der viel mehr zu wissen verlangte, als seine Lehrer ihm boten. Um jene ferne und finstere Zeit lernte solch ein kleiner Prinz Religion und daneben auch ein wenig Medizin. Nur muß man freilich auch bedenken, daß die Medizin damals noch arg im Dunkeln tappte, daß es da also nicht besonders viel zu lernen gab. Außerdem wurden die jungen Prinzen auch noch in jenen Lehren des Aberglaubens unterrichtet, die man die »schwarze Kunst« nannte. Da gab es langwierige Auseinandersetzungen über Hexen, Magier, böse Geister, Dämonen und schwierige Formeln, wie man sie beschwören und bannen müsse. Allein nicht jeder Prinz war so gebildet. Dies alles genügt dem jungen Maximilian nun aber ganz und gar

nicht. Er hatte jetzt einen beweglichen, munter auf die Welt ringsumher gerichteten Verstand und er besaß eine spielende, ruhelos umherschweifende Phantasie. Er wollte etwas Nützliches wissen, deshalb fing er aus eigenem Antrieb das Studium des Bergwerkswesens und des Kriegshandwerks an. Voll Eifer war er dabei und hat es denn auch in seinem folgenden Leben in der »Artillerie-Wissenschaft«, wie man diese Dinge damals nannte, viel weiter gebracht als irgendetwas anderer Fürst seines Jahrhunderts.

Am liebsten aber stöberte er in den alten Heldenbüchern, las jede Chronik, die er zur Hand bekam; und [5] wenn darin von vielen Abenteuern, von Gefahren und Kämpfen die Rede ging, ergötzte sich sein feuriges, stürmisches Herz. Er befaßte sich mit Architektur, er zeichnete voll Eifer und studierte die Kunst der Maler, und er hatte einen ebenso starken Hang zur Musik. Alle die schönen Künste hat er zeit seines Lebens geliebt. Ihnen wandte er sich als Knabe schon zu; sie erheiterten ihn, und er war gerne heiter; sie regten ihn an, sie erfrishten seinen Geist; und – als er Kaiser war – halfen sie ihm oft die Sorgen verscheuchen.

[...]

[7] In Burgund herrschte um jene Zeit Herzog Karl, den die Geschichte den Kühnen nennt. Das war ein wilder, ehrgeiziger Mann, streitsüchtig und hochfahrend, und voll stolzer Pläne. Obwohl er nur eine Herzogskrone trug, war er doch so mächtig wie nur irgendetwas König in Europa. Denn er gebot nicht bloß über Burgund, das er als ein Lehen von Frankreich besaß, sondern noch über eine Menge anderer blühender Länder und reicher Städte. Flandern und Brabant, der Hennegau, Seeland und Holland, Limburg, Namur, Amiens, Boulogne und andere mehr waren durch Reichslehen, durch Heirat, durch Verträge und Eroberungen an sein Haus gefallen und seinem Willen untertänig.

[...]

[8] Der Herzog träumte denn auch von einer neuen Welt Herrschaft, die er aufrichten wollte. Er pflegte zu sagen: das

römische Reich sei zu Ende, das burgundische werde beginnen. Da er aber laut genug redete, da ferner kein anderer Fürst so kriegsbereit und gerüstet war wie er, und da man seine gewalttätige Art kannte, ist es nicht wunder zu nehmen, wenn man vor ihm zitterte. In Deutschland erzählte sich das Volk, Karl der Kühne werde eines Tages in das Reich einbrechen wie der Wettersturm; er werde die Kaiserkrone an sich reißen, die festen Burgen der Edlen und die Mauern der Städte schleifen, er werde alle Freiheit vernichten und wie der böse Feind regieren. In Deutschland saß gerade damals der bedächtige, ruhig standhafte Kaiser Friedrich, Maximilians Vater, und erwoh bei sich, daß Karl der Kühne keinen Sohn und Thronerben, wohl aber eine einzige Tochter hatte. Er überlegte bei sich: Wenn Karl der Kühne seine Tochter dem jungen Maximilian vermählen wolle, dann wären wohl auch alle ehrgeizigen Pläne des Herzogs [9] ganz friedlich erfüllt.

[...]

Als dies geschah, waren Maximilian und Maria noch Kinder. Friedrich aber richtete nun sein Hoffen auf den Sohn, der ihm jetzt so frisch und stattlich erblühte. Denn Kaiser Friedrich III. war nicht minder ehrgeizig als Karl der Kühne, wenn er auch bei weitem nicht so tapfer, nicht so gewaltsam und so rasch von Entschlüssen war wie dieser. Voll weitausschauender Pläne und trotz seines bedächtigen Zauderns von einer niemals wankenden Beharrlichkeit, hatte er immer nur die Größe und die Macht seines Hauses, den Ruhm und die Weltherrschaft Österreichs als höchstes Ziel vor Augen. Er hatte die fünf Selbstlaute des Alphabets A E I O U in seine Majestätssiegel aufgenommen, als kabbalistisches Zeichen und zugleich als seine Devise. Die Deutung aber, die er diesen Buch-[10]staben gab, war die folgende: *Austria Est Imperare Orbi Universo* (Österreich besteht, um den Erdkreis zu beherrschen). Oder auch deutsch: Alles Erdreich Ist Österreich Untertan. Wie er die Vokale auch anwandte, in lateinischer oder deutscher Sprache, im-

mer ergaben sie ihm denselben prophetischen Schicksalspruch, an den er sein Leben lang glaubte und festhielt.

[...]

[11] So ward denn dieser Bund geschlossen. Es wird erzählt, Maria von Burgund habe ein Bildnis des jungen Maximilian gesehen und sich in seine Jünglingsschönheit verliebt. Andere wieder berichten, sie sei schon in frühen Jahren mit ihm zusammengetroffen und hätte ihn von da an stets in zärtlichem Andenken behalten. Jedenfalls erwartete sie mit Ungeduld die Ankunft ihres Erwählten.

[...]

[29] Sein Vater war alt, war mehr als vierzig Jahre an der Regierung, und Maximilian wollte sich nach Friedrichs Tod die deutsche Kaiserwürde sichern. Man weiß ja, daß die römisch-deutsche Kaiserkrone damals noch nicht durch Erbfolge vom Vater auf den Sohn übergang. Für Maximilian gab es nur einen Weg, um sein Ziel zu erreichen. Die Kurfürsten mußten ihn noch bei Lebzeiten seines Vaters zum römischen König erwählen, dann konnte er gewiß sein, dereinst auch Kaiser zu werden.

[...]

[32] In Frankfurt am Main, wo von altersher die römischen Könige und Kaiser gewählt wurden, strömten nun im Feber 1486 die Kurfürsten zusammen. Auch Kaiser Friedrich und Maximilian waren aus Aachen herangezogen. Jetzt aber stellten sich eine Menge Schwierigkeiten ein. Die Ungarn suchten die Wahl Maximilians ebenso heftig zu vereiteln, wie die Franzosen zu dem gleichen Zweck bemüht waren. Denn die Ungarn wie die Franzosen sahen beide mit Angst und Eifersucht das Haus Habsburg in der deutschen Macht fester und fester werden. Auch hätten sie es lieber gehabt, wenn bei Kaiser Friedrichs Tod ein Nachfolger noch nicht bestimmt gewesen wäre. Dann dachten sie, wie schon oft vorher, die Kaiserwahl zu beeinflussen und zu verwirren, hofften die Krone Karls des Großen dem Hause Habsburg wieder abzugeben, jedenfalls aber hofften sie, während die

Kurfürsten zu [33] solch einer Zeit untereinander uneinig wären, ihre Eroberungszüge in das Reich ohne viele Störung zu unternehmen.

Alle diese Wünsche und Hoffnungen wurden ihnen nun zunichte, wenn Maximilian die römische Königswürde gewann und damit schon als künftiger Kaiser neben seinem Vater auf dem Throne saß. Deshalb waren ihre Sendlinge und Boten in Frankfurt so eifrig an der Arbeit, streuten Versprechungen aus, drohten, liefen heimlich umher, unterredeten sich mit den Fürsten und suchten sie von Maximilian abzuziehen.

[...]

Den besten und wirksamsten Freund aber hatte Maximilian an sich selbst. Kaum war er in Frankfurt angelangt, als er auch schon vor die versammelten Kurfürsten trat und zu ihnen redete. Und sein Anblick war so bezwingend, seine feurig edle Beredsamkeit so unwiderstehlich, daß [34] er alle im Sturm für sich eroberte. Einstimmig wählten sie ihn am 16. Februar zum römischen König.

[...]

[36] Kaiser Friedrich brach kurz darauf mit seinem Sohn von Frankfurt am Main auf, zur Krönung. Sie zogen niederwärts, den Rhein entlang, nach der alten Stadt Karls des Großen, nach Aachen. Alle Kurfürsten, viele Fürsten des Reiches, eine glänzende Ritterschaft bildeten ihr Gefolge.

[...]

Als Maximilian mit seinem Vater zur Krönung in Aachen einritt, war Albrecht Dürer fast noch ein Knabe, kaum fünfzehn Jahre alt. Aber die Triumphzüge, die er dann gezeichnet hat, um das Leben Maximilians zu verherrlichen, sind in ihrem unerschöpflichen Reichtum an Formen, Gestalten und Gruppen keineswegs bloße Ge-[37]bilde der Phantasie, sondern wir dürfen sie ohne weiteres als Schilderungen und Illustrationen jener glanzvollen Tage betrachten.

[...]

[85] Das Jahr 1492, das der Erhebung Maximilians zum römisch-deutschen Kaiser vorausging, fügte der alten europäischen Welt eine neue Welt hinzu: Columbus entdeckte Amerika. Das Theater der Geschichte schien sich ins Grenzenlose zu erweitern, die Szene war so unermeßlich, daß die Sonne über ihr nicht unterging. Und jenes andere Jahr, in welchem Maximilian zu Augsburg vor seinem Tod den letzten Reichstag hielt, sah Martin Luther zum erstenmal in den Kreis der deutschen Fürsten treten.

Diese beiden gewaltigen Ereignisse, die Entdeckung Amerikas und die beginnende Spaltung der christlichen Kirche kündigten das Herannahen eines neuen Zeitalters an. Zwischen diesen beiden denkwürdigen Geburtsjahren einer großen modernen Epoche fällt die Regierung Maximilians. Das Mittelalter verdämmerte, und in [86] einzelnen Flammenzeichen, die noch niemand zu deuten vermochte, stand schon das Morgenrot kommender Tage am Himmel.

Auch Maximilian wußte diese Zeichen noch nicht zu deuten. Hätte er es gekonnt, er wäre ein Prophet und ein übermenschliches Genie gewesen. Aber er war ein genialischer Mensch, er hatte undeutliche Visionen und er war kein erweckter Prophet. Die Ahnung künftiger Dinge lag ihm wie Frühlingsfieber im Blut und machte ihn rastlos. Er war ein Sohn seiner Zeit, aber er war ihr unruhigster Sohn, denn seine Instinkte und seine Phantasie verkündigten ihm, was sein Geist doch nicht mehr erfassen konnte. Das Mittelalter, dem er entsprossen war, ließ ihn nicht los, aber es war eine Witterung in ihm und ein Trieb, auf die Suche zu gehen. Deshalb hat er, weil er beständig ein Suchender war, nacheinander vielfältig verschiedene Ziele gehabt, aber kein Ziel. Deshalb war er nur erfüllt von dem Drang vorwärtszueilen und ist auf vielen Wegen gegangen, ohne je einen Weg zu finden. Er war ein Mann der Sehnsucht, seines Lebens Arbeit ist bunt gestickt von hundert Plänen. Einen einzigen großen Plan hat er nicht gehabt. Aber alle seine vielen,

